

Marcel Niggli: Warum die Selbstbestimmungsinitiative vernünftig ist

Nummer 1 – 4. Januar 2018 – 86. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHE



50 Gründe, sich aufs neue Jahr zu freuen

Optimismus ohne Selbstbetrug.
Mit Rolf Dobelli und vielen anderen

Roter Bürgerkrieg

SP-Nationalrat Robert Grimm wollte eine Schweiz wie die Sowjetunion.
Von Christoph Blocher und Christoph Mörgeli

Lob des Kolonialismus

Bruce Gilleys Thesen wühlen Grossbritannien auf. Ein Besuch beim Professor.
Von Wolfgang Koydl

4 194407 006904 01

Elsass, Vogesen und Lothringen mit der MS Madeleine ☀☀☀



Es het solangs het
Rabatt*
Fr. 200.-
*Abhängig von Auslastung,
Saison, Wechselkurs

Jetzt Katalog 2018
bestellen!



Strasbourg–Lutzelbourg–Xouaxange–Lagarde 7 Tage ab Fr. 2090.- (Rabatt Fr. 200.- abgezogen., Hauptdeck, Vollpension)

- 1. Tag Basel–Strasbourg** Ind.Anreise nach Basel SBB. Busfahrt nach Strasbourg. Einschiffung und Abendessen. Am frühen Abend besuchen Sie im Ausflugsboot die beleuchtete Altstadt.
- 2. Tag Strasbourg–Waltenheim** Am Morgen «Leinen los!». Fahrt durch das wilde Zornthal nach Waltenheim. Spaziergang durch die einzigartigen Landschaften von Houblon nach Wingersheim (mit Bierprobe).
- 3. Tag Waltenheim–Saverne** Idyllische Schifffahrt nach Saverne. Spaziergang oder Radfahrt entlang dem Kanal. Besichtigung der Burg Hobbarr («Auge des Elsass»).
- 4. Tag Saverne–Lutzelbourg** Rundgang durch Saverne. Ausflug zum Tour Chappe und zur Lutzelbourg.
- 5. Tag Lutzelbourg–Xouaxange** Weiterfahrt am frühen Morgen bis zum Schiffshebewerk von Arzviller. Besuch der Glasfabrik des Schiffshebewerks. Fahrt nach Xouaxange.
- 6. Tag Xouaxange–Lagarde** Am Morgen freie Zeit. Fahrt durch die Schleuse Réchicourt-le-Château. Schifffahrt auf Saar und dem Kanal. Ankunft in Lagarde. Gala-Dinner.
- 7. Tag Lagarde–Basel** Ausschiffung, Rückfahrt per Bus.

Lagarde–Strasbourg

Gleiche Reise in umgekehrter Reihenfolge, kleine Änderungen.

Schiffshebewerk Arzviller



MS Madeleine**** – by Thurgau Travel

Klein aber fein ist das 2013 gebaute, gemütliche Fluss-Kanal-schiff. Die 22 Gäste finden auf der MS Madeleine bequem Platz. Alle Kabinen sind stilvoll, komfortabel und mit Dusche/WC, Föhn, TV und Safe eingerichtet. Die Kabinen auf dem Hauptdeck (ca. 8.9 m²) sind mit zwei Einzelbetten und nicht zu öffnenden Fenstern, die Kabinen des Oberdeck (ca. 11.2 m²) mit einem Doppelbett (nicht freistehend) und Fenster zum Öffnen ausgestattet. Das gesamte Schiff ist klimatisiert. Zur Bordausstattung gehören ein Salon mit Bar und ein hübsches Restaurant. Das grosszügige Aussendeck mit Liegestühlen und einem Jacuzzi lädt zum Verweilen während der abwechslungsreichen Fahrt ein. Mit einer Besatzung von fünf Personen ist eine ausgezeichnete, individuelle Betreuung der Gäste sichergestellt. Angenehm und ausgesprochen familiär ist die Atmosphäre dank der geringen Grösse des Schiffes (40 m lang und 5.7 m breit). Sportlichen Gästen stehen Fahrräder zur freien Verfügung. **Nichtraucher-schiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

MS Madeleine



- Schloss Lutzelbourg
- Wildes und schmales Zornthal
- Schiffshebewerk Arzviller

Reisedaten 2018 Es het solangs het Rabatt

Strasbourg–Lagarde	Lagarde–Strasbourg
06.04.–12.04. 200	11.05.–17.05. 200
01.06.–07.06. 200	14.09.–20.09. 200
29.06.–05.07. 200	
13.07.–19.07. 200	

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt mit Vollpension an Bord
- Softdrinks und guter Tischwein
- Bustransfer ab/bis Basel
- Alle Ausflüge gemäss Programm
- Alle Schleusen- und Hafengebühren
- Deutsch sprechende Bordreiseleitung

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck	2290
2-Bettkabine Oberdeck	ausgebucht
Zuschlag Alleinbenutzung*	990
Annulations- und Extrarückreiseversicherung	79

* Begrenztes Kontingent

2-Bettkabine Hauptdeck (ca. 8.9 m²)



Alle Ausflüge gemäss Programm inbegriffen | Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: CroisiEurope

Neue Website – Online buchen und sparen
www.thurgautravel.ch

Buchen oder Prospekt verlangen
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden,
Tel. 071 626 55 00 | info@thurgautravel.ch



Neue Weltwoche-Serie: Historiker Milton.

Unter den Historikern ist Giles Milton eine besondere Nummer. Einhundert faszinierende Mysterien der Weltgeschichte hat er aus den Archiven gehoben und zu erzählerischen Perlen geschliffen. Für die *Weltwoche* öffnet der Brite seine Schatzkiste und präsentiert im neuen Jahr jede Woche einen Leckerbissen. Charlie Chaplin kommt zu einem postumen Auftritt, und Queen Elizabeth II. hat den Schock ihres Lebens. Churchill vergiftet auf einer Atlantikinsel Schafe, und ein verschleppter Pygmäe wird in New York zur Weltsensation. Der letzte Eunuch Chinas tritt auf, «die geheimste Adresse der Welt» wird enthüllt. Kurzum: Die *Weltwoche* zelebriert 2018 mit Giles Milton das Jahr der grotesken, wunderbaren und schlicht verrückten Anekdoten der Weltgeschichte. (Siehe Porträt **Seite 56** und erste Folge der Serie: «Der lange Krieg des Hiroo Onoda» **Seite 58**)

Neu eingeführt haben wir auch eine Lebensberatungskolumne. Dr. M. beantwortet ab sofort Fragen zu allen Lebensbereichen wie Liebe, Geld, Erziehung, Arbeit oder Freundschaft. Brauchen Sie Rat für sich oder einen Bekannten? So schreiben Sie an: drm@weltwoche.ch. Die ersten Fragen und Antworten finden Sie auf **Seite 59**.

Die Ringier-Blätter *Blick* und *Schweizer Illustrierte* waren federführend bei der «me too»-Kampagne und dem Abschuss des angeblich notorisch grapschenden Nationalrates Yannick Buttet – bis der *Tages-Anzeiger* kurz vor Weihnachten den langjährigen Ringier-Chefredaktor Werner De Schepper selber als angeblich notorischen Frauen-Fummeler outete. Seither ist es fast gespenstisch ruhig geworden um das Reizthema «sexuelle Übergriffe». Warum diese plötzliche Zurückhaltung? Höchste Zeit, fand Redaktor Alex Baur, Doppelmoral und Beziehungskun-geleien in den eigenen Reihen mal etwas genauer unter die Lupe zu nehmen. Der Werdegang des Werner De Schepper vom katholischen Theologen zum Boulevard-Zampano bietet Anschauungsmaterial in barocker Fülle. **Seite 34**

«Rassist» und «Faschist» ist man schnell in diesen Zeiten, da Internet-Mobs wie Wolfsrudel durch den Cyberspace hecheln. Aber was

Bruce Gilley widerfuhr, war dann doch noch um einige Nummern grösser: Aberkennung der Promotion, Entlassung, Mordaufrufe – so lauteten die Forderungen. Zunächst einmal hatte es der Meute freilich einen Moment lang die Sprache verschlagen, denn der Politologe von der Portland State University hatte Undenkbare ausgesprochen: Der westliche Kolonialismus war im Grossen und Ganzen ein Segen für die kolonialisierten Völker. **Seite 40**



Linker Volkstribun: Politiker Grimm.

Die nachträgliche Verharmlosung von Robert Grimm, der vor hundert Jahren den Generalstreik anführte, wird dieser kraftvollen Persönlichkeit nicht gerecht. Christoph Blocher befasst sich kritisch mit dem linken Volkstribun, der den marxistischen Umsturz wollte und dem Bundesrat 1918 mit Bürgerkrieg drohte. Blochers These lautet: Ohne Robert Grimm und seine Konferenzen von Zimmerwald und Kiental, ohne Grimms aktive Rolle bei der Rückschaffung des Polityasylanten Lenin hätte es keine Sowjetunion gegeben. Ganz anders sieht dies die Robert-Grimm-Gesellschaft. Die Debatte wird fortgesetzt. **Seite 24**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER
PORTAL FÜR
HANDWERKERSTELLEN

Mit www.workerjobs.ch die
besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.workerjobs.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,
leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.),
Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,
Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*),
Wolfgang Koydl, Hubert Mooser,
Christoph Mörgele, Claudia Schumacher,
Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Andreas Honegger, Peter Holenstein,
Mark van Huiseling, Hansrudolf Kamer,
Peter Keller, Wolfram Knorr,
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,
Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,
David Schnapp, Hildegard Schwanager,
Sacha Verna (*New York*), Max Wey,
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*),
Karin Erdmann
Bildredaktion: Martin Kappler,
Julia Dunlop (*Assistentin*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Renate Brunner,
Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser,
Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),
Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),
Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



«Manchmal für Geld»: Peter Maffay. Seite 52



Basel für Frauen: Anita Fetz. Seite 38



«Wir müssen aufhören, «Kolonialismus» als Schimpfwort zu verwenden.» Bruce Gilley. Seite 40

Titelgeschichte

- 16 **50 Gründe, sich aufs neue Jahr zu freuen**
- 19 **Seneca über das Jahr 2018**
Rolf Dobellis Neujahrsvorsätze

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 7 **Mike Müller** Knuddelbär der Nation
- 8 **Wirtschaft** Macht es selber
- 9 **Nahost** Notorische Reflexe
- 9 **Justiz** Wer schützt wen?
- 10 **Kopf der Woche** Margrit Sprecher über Jürg Ramspeck
- 11 **Jürg Ramspeck** Erinnerungen
- 14 **Essay der Woche** Strafrechtsprofessor Marcel Niggli über Menschenrechte
- 22 **Mörgeli** Doris, Globi und Papa Moll
- 22 **Bodenmann** Glückliches Land
- 23 **Medien** Treue Freunde
- 23 **Die Deutschen** Noch gründlicher

Inland

- 30 **Schawinskis Abstimmungsbüchlein**
Das SRG-kritische «No Billag»-Buch des Medienpioniers
- 34 **Werner De Schepper** Enthüllungen über die notorischen Fummeleien
- 37 **Andri Silberschmidt** Wie tickt der Präsident der Jungfreisinnigen?

Interviews

- 38 **Anita Fetz** Die SP-Ständerätin hat einen Frauen-Reiseführer geschrieben
- 40 **Bruce Gilley** Der kanadische Politologe zur Kolonialgeschichte
- 52 **Peter Maffay** Der deutsche Rockstar über seine Vergangenheit
- 56 **Giles Milton** Der Historiker gewährt Einblick in seine Schatzkiste
- 60 **Ildikó von Kürthy** Die Autorin hat ein Buch über Vierbeiner geschrieben

Ausland

- 43 **Ausland** Provokation im Iran
- 44 **Trumps grosse Wette**
Die Steuerreform des US-Präsidenten
- 45 **Inside Washington** Versöhnlich
- 46 **Peru** Willkür gegen Korruption
- 47 **Spanien** Tabarner gegen Katalanisten

Wirtschaft & Wissenschaft

- 24 **Robert Grimm** Christoph Blocher über den Anführer des Landestreiks im November 1918
- 27 **Ulrich Wille** Die Macht des Generals
- 32 **Pierin Vincenz** Der Sympathiebonus des langjährigen Raiffeisen-Chefs
- 36 **Geld** Die Politik der Notenbanken
- 42 **Kolonialismus** Kampagne gegen den Politologen Bruce Gilley

Kultur & Gesellschaft

- 48 **Ikone der Woche** Sally Hawkins
- 50 **Charles Dutoit** Schweizer Stardirigent unter Sexismus-Verdacht

Rubriken

- 11 **Im Auge** Jürg Ramspeck
- 54 **Die Bibel**
Durch Irrglauben zur Wahrheit
- 54 **Kino** «The Greatest Showman»
- 55 **Knorrs Liste**
- 55 **Jazz** Maciej Obara Quartet
- 56 **Nachruf** Hans Saner, Philosoph
- 58 **Mysterien der Weltgeschichte**
Der lange Krieg des Hiroo Onoda
- 59 **Fragen Sie Dr. M.**
- 62 **Thiel** No Billag II
- 62 **Namen** Nach dem grossen Kater
- 62 **Fast verliebt** Stecker ziehen
- 63 **Unten** durch Tango
- 64 **Wein** Joint Venture
- 64 **Zu Tisch** «Kulm Hotel St. Moritz»
- 65 **Auto** Seat Leon ST Cupra 4Drive
- 66 **Darf man das?/Leserbriefe**

Lob des Praktikanten

Die SP will Aussenminister Cassis burkhalterisieren.

Praktikant! Mit diesem Wort betitelte SP-Präsident Christian Levrat kurz vor Weihnachten den neuen FDP-Bundesrat Ignazio Cassis, zuständig für die Aussenpolitik. Es war nicht als Lob gemeint. Levrat ist der Meinung, der Tessiner Neu-Minister sei schuld an den verknacksten Beziehungen zwischen der Schweiz und der Europäischen Union. Hat Levrat recht? Nein, aber dazu später.

Zuerst eine Ehrenrettung im Grundsätzlichen: nichts gegen Praktikanten in der Politik. Der Praktikant ist gemäss Duden ein Mensch, der sich zuerst und vor allem einmal praktisch betätigt, ein Praktiker also, präziser noch ein Praktiker im Zustand des praktischen Dazulernens, was für viele Menschen die entscheidende Lebenserfahrung darstellt. Bis zu seinem Tod bleibt der Mensch ein lernender Praktikant seines Lebens. Man hat nie ausgeleert, weil sich nichts genau so wiederholt.

Das Gegenteil des Praktikanten ist der Alleswissender, ist der Theoretiker. Dass sich Levrat auf diese Seite schlägt, ist nicht erstaunlich, aber interessant. Der Theoretiker hat Mühe mit der Praxis, weil die Wirklichkeit, in der gehandelt werden muss, oft komplizierter ist als die Theorie. Umgekehrt sind Praktiker keine Fans der Theorie, eben weil sie handeln und sich von der Realität belehren lassen müssen. Nichts gegen Theoretiker, aber zum Glück gibt es in Bern nicht nur Alleswissender, sondern auch ein paar Praktiker und Praktikanten, die noch dazulernen. Levrats Wortwahl lässt tief blicken.

Doch nun zum eigentlichen Inhalt seiner Polemik: Hat Cassis, kaum im Amt, europapolitisch bereits versagt? Ist es seine Schuld, wenn Brüssel jetzt dem Schweizer Finanzplatz droht? Haben wir es dem sympathischen Tessiner zu verdanken, dass die EU die Dauerschrauben anzieht und von der Schweiz fast ultimativ die Unterzeichnung jenes unseeligen Rahmenabkommens fordert, das uns die automatische Übernahme von EU-Recht, fremde Richter und bei Nichterfüllung der Brüsseler Befehle Sanktionen bringen soll?

Unsinn. Das weiss auch Levrat. Nicht Cassis, sondern Bundespräsidentin Doris Leuthard war die treibende europapolitische Kraft im letzten Jahr. Als Jean-Claude Juncker nach Bern kam, waren die beiden ein Herz und eine Seele. Eine Hauptrolle spielte bis zu seinem Rücktritt auch der SP-nahe Aussenminister Didier Burkhalter. Und wer führt schon wie-

der das EU-Dossier im Aussenamt? Ach ja, Staatssekretärin Pascale Baeriswyl, ebenfalls SP, an der Spitze eines diplomatischen Korps, dem man nicht zu nahe tritt, wenn man ihm nur einen überschaubaren Hang zur EU-Skepsis unterstellt.

Wenn Levrat also auf Cassis schießt, dann nur deshalb, weil er nicht auf seine Parteikollegen und Gesinnungsfreunde schießen kann, die für jene Europapolitik verantwortlich



Rückendeckung gefragt.

sind, die Levrat angeblich so schlimm findet. Wir sagen angeblich, weil Levrats Kritik an Cassis nicht nur falsch, sondern auch unehrlich ist. Was findet Levrat denn so schlimm an der gegenwärtigen Europasituation? Dass Junckers EU dem Schweizer Finanzplatz droht? Oder dass uns Brüssel einen Rahmenvertrag aufnötigen will? Die ganze Schweiz weiss, dass Levrats Genossen jubeln, wenn ausländische Behörden den Schweizer Banken an den Kragen wollen. Das fordert die Partei, die den Kapitalismus überwinden will, seit Jah-

ren. Und der aus Brüssel gewünschte Rahmenvertrag? Auch hier politisiert Levrat deckungsgleich mit Juncker. Seine SP will nicht nur die Einrahmung, sie will den Schweizer EU-Vollbeitritt. Junckers Drohungen sind die Umsetzung von Levrats Programm.

Gewiss: Politik ist Ganzkörperschach, ist Kampf, Finte, Verstellung, Tun-als-ob. Das machen alle, nicht nur Levrat. Trotzdem ist die Unaufrichtigkeit bemerkenswert. Keine Sekunde glaubt der SP-Chef, der neue Aussenminister sei für die Konflikte mit Brüssel verantwortlich. Mit seinen Attacken möchte er Cassis einschüchtern, weicklopfen, umbiegen. Levrat will Cassis burkhalterisieren.

Das neue Jahr ist das Jahr der europapolitischen Vorentscheidung. Der Showdown naht. In Brüssel steigt die Nervosität. Auch in Bern. Es geht um weit mehr als um die Frage, ob die Schweiz irgendeinen institutionellen Vertrag mit der EU abschliesst. Es geht um die Frage, ob es im Zentrum Europas noch einen unabhängigen direktdemokratischen Kleinstaat geben darf, der mit der EU beste Beziehungen pflegt, ohne in der EU aufgehen zu müssen. Es geht um die Frage, ob die Schweiz als Land erhalten bleibt, in dem die Bürgerinnen und Bürger das letzte Wort haben.

Bisher war der Bundesrat mit einer Mehrheit von 4:3 für eine institutionelle Anbindung an die EU unter europäischen Richtern. Mit Cassis könnte es auf die andere Seite kippen. Vor seiner Wahl in den Bundesrat sprach sich der Tessiner deutlich gegen automatische Rechtsübernahme und gegen fremde Richter aus. Seit seiner Wahl nimmt er sich rhetorisch etwas zurück, was die SVP, die ihn ins Amt gehoben hat, mürrisch registriert. Doch bis jetzt ist Cassis standhafter, als seine Kritiker vermuten. Sonst wäre Levrat nicht so aggressiv.

Eine Klärung in der Europafrage wäre erfreulich. Und notwendig. Aber das Beispiel des SP-Präsidenten zeigt, dass nicht mit offenen Karten gespielt wird. Was die Politiker sagen, ist nicht notwendigerweise gleichbedeutend mit dem, was sie meinen. Niemand gibt zu, dass er die Schweiz rechtlich der unpopulär gewordenen EU unterstellen möchte. Trotzdem arbeiten Legionen von Beamten und eine Mehrheit der Parlamentarier unentwegt an einer immer engeren Verschraubung.

Vielleicht bringen die Drohungen und Erpressungen aus Brüssel etwas Klärung. Die Zeit der vorgetäuschten Freundlichkeiten ist vorbei. Militärisch könnte man von einer Art Sitzkrieg sprechen. Hat die Schweiz die Kraft, an ihrem institutionellen Erfolgsmodell festzuhalten, auch wenn es kurzfristig den Verzicht auf ein paar Annehmlichkeiten bedeuten könnte? So sicher ist das nicht. Doch die Polemik gegen den neuen Aussenminister ist verfehlt. Cassis bleibt ein Hoffnungsträger.

Damit Sie ganz Frau bleiben.

Brustkrebschirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



© Cliff Potts



VIP-Reise: Golf-Safari Côte d'Azur

Golfen wie Gott in Frankreich

Starten Sie Ihre nächste Golfsaison wie ein Profi! Auf der 7-tägigen Leserreise haben Sie Gelegenheit, auf den schönsten Plätzen der Côte d'Azur zu trainieren – unter Leitung der renommierten Cliff Potts Golf Academy.

Die exklusive Trainings- und Erlebniswoche bietet Ihnen unvergessliche Tage am Mittelmeer. Sowohl auf der Driving Range wie auch auf der Runde werden Sie professionell betreut. Ob als Handicapper oder als Anfänger erhalten Sie Tipps, die Ihr Golfkönnen entscheidend verbessern. Die Teilnehmerzahl ist auf 16 Handicapper (mind. HCP 36) und 8 Anfänger (mind. HCP 54) limitiert, um lange Wartezeiten und gemischte Flights zu verhindern.

Ihr Professional: Cliff Potts

Cliff startete seine Profikarriere im weltberühmten britischen Wentworth Golf Club. Von 1979 bis 1981 spielte er die wichtigsten Turniere auf der PGA European Tour. 1996 wurde die von ihm gegründete Cliff Potts Golf Academy offiziell von der British PGA als Unterrichts- und Ausbildungsstätte anerkannt.

Ihr Hotel: Intercontinental Carlton Cannes
Abseits vom Green geniessen Sie die Annehmlichkeiten des legendären Fünf-Sterne-Luxus-Hotels in Cannes. Der Strand sowie der Boulevard de la Croisette sind bequem zu Fuss erreichbar.

Reiseprogramm (Auszug):

- 1. Tag: Anreise und Check-in**
Nachmittag zur freien Verfügung; Dinner und Einführung in typischem Restaurant.
- 2. Tag: Old Course Golf Cannes Mandelieu**
Der Traditionsclub (18 Loch, Par 71 sowie 9 Loch, Par 33) zählt zu den ältesten in Europa.
- 3. Tag: Golf Country Club de Cannes Mougins**
Sehr gepflegter Court (18 Loch, Par 72). Clubhaus mit empfehlenswertem Restaurant.
- 4. Tag: Golf Country Club de Saint Donat**
Der 18-Loch-Platz (Par 71) bietet breite Fairways ohne grosse Schwierigkeiten.
- 5. Tag: Golf Opio Valbonne**
Landschaftlich interessanter Court unter Pinien (18 Loch, Par 72) mit Sicht auf die Berge.
- 6. Tag: Abschlussturnier**
Gespielt werden 18 Löcher Einzel Stableford. Abschiedsdinner und Preisverteilung in einem ausgewählten Restaurant.
- 7. Tag: Rückreise**
Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter www.weltwoche.ch/platinclub.

Platin-Club-Spezialangebot

Golf-Safari Côte d'Azur
vom 18. bis 24. Februar 2018

Leistungen:

- 6 Übernachtungen mit Frühstücksbuffet im Fünf-Sterne-Hotel «Intercontinental Carlton Cannes» in Cannes
- 2 Abendessen in ausgewählten Restaurants (1. und 6. Tag)
- Betreuung durch Cliff Potts
- Sämtliche Transfers und Greenfees
- Rangefees und Driving-Range-Bälle
- Abschlussturnier mit Erinnerungspreisen

Preis (pro Person im Doppelzimmer):

Für Golfer: Fr. 2980.–
Für Nichtgolfer: Fr. 1550.–
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 510.–
Anreise per Swiss-Flug: Fr. 600.–
(Zürich-Nizza-Zürich; inkl. Hotel-Shuttle)

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.com.

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA
6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club



Knuddelbär der Nation

Von Rico Bandle — Mike Müller ist durch die Fernseh-Serie «Der Bestatter» zum populärsten Schauspieler der Schweiz geworden. Aber ist er auch gut?



Sensibler Grübler: TV-Star Müller.

Ein kurzer Schrei, der Mann sitzt aufrecht im Bett, mit aufgesperrten Augen, schweissüberströmt. Das Aufwachen aus einem Albtraum ist ein Klassiker der Schauspielkunst – und die erste Szene Mike Müllers in der ersten Folge der neuen «Bestatter»-Staffel. Es ist ein geschickter Schachzug der Filmemacher, Müller am Anfang abrupt im Schreckzustand einzublenden, so wie in einem Horrorfilm. Man hört erst den Schrei, sieht sein angstverzerrtes Gesicht, erst dann realisiert man: Das ist ja Mike Müller. Sobald dies klar ist, ist der Schreck weg. Denn Müller ist der *gmögige*, lustige Kerl, den alle aus der Comedy-Sendung «Giacobbo/Müller» kennen.

Ernsthafter Humorist

Dass die Zuschauer sofort eine Assoziation zu einer anderen Rolle herstellen, macht vielen populären Schauspielern zu schaffen. Am meisten hatte Jörg Schneider darunter zu leiden. Der begnadete Schauspieler konnte in keinem ernstem Stück mehr spielen, weil die Zuschauer sofort den Kasperli vor sich sahen, sobald er zu sprechen begann. Fast jeder Schweizer war mit seinen Kasperli-Kassetten oder -CDs aufgewachsen.

Für Mike Müller ist der Bestatter die Rolle des Lebens. Er, der nicht etwa Schauspiel, sondern Philosophie studiert hat, wollte immer auch im ernstesten Fach reüssieren. Anfangs spielte er vor allem in der freien Szene, später erhielt er von Zeit zu Zeit auch Engagements im traditionsreichen Zürcher Schauspielhaus. Parallel dazu widmete er sich im Ca-

Im Schauspielhaus hatte er Mühe, sich zu behaupten, seine Ausstrahlung war weg.

sinotheater Winterthur dem humoristischen Fach. Diese ungewohnt breite Ausrichtung liefert präzises Anschauungsmaterial für sein schauspielerisches Können. Im Casinotheater (und danach auf Tournee) stand er unter anderem mit Viktor Giacobbo und Patrick Frey in der brillanten Komödie «Erfolg als Chance» auf der Bühne. Neben den zwei Kabarettisten stach Schauspieler Müller heraus: Er war klar der Beste, liess seine Mitspieler aber nicht etwa alt aussehen, sondern riss sie mit. Ganz anders seine Auftritte im Schauspiel-

>>> Fortsetzung auf Seite 8

Der Einmalige



Jürg Ramspeck, Tod eines Journalisten.

Er war ein wunderbarer Erzähler und ein schlechter Geheimnisträger, der einfach unglaublich viele Leute und tausendundeine Anekdote kannte. Aber manchmal blieb er rätselhaft. Jürg Ramspeck führte uns, zwei Kollegen, in sein Versteck im Keller der *Weltwoche* an der Zürcher Edenstrasse. In einem kahlen, weissen Raum stand ein Flügel, und davor sass eine zerbrechliche, schwarzäugige Prinzessin, die gleich vorzuspielen begann, eine Chopin-Ballade, mit einer deckenerschütternden virtuosen Kraft. Es war die aus der Sowjetunion geflüchtete Pianistin Esther Yellin, die aus Litauen stammte. Einige Zeit danach erschien im Korridor der Zeitung ein etwas verlaust gekleideter Besucher, ihr Förderer, das erste Staatsoberhaupt Litauens, Vytautas Landsbergis, und der Chefredaktor Ramspeck nahm ihn gleich mit zu Fein-Kaller und kaufte ihm einen diplomatisch korrekten Anzug.

Jürg wuchs an der Mühlegasse im Niederdorf auf, und dort, im Pianohaus Ramspeck, gab im Krieg der Flüchtling Georg Solti, der spätere Titan am Dirigentenpult, klandestin Klavierstunden für Bürgerskinder, um zu überleben. Der Journalist Ramspeck, der vielleicht lieber Musiker gewesen wäre, verfügte über das absolute Gehör für die Sprachmelodie. Durch die Rauchschwaden seiner Gauloises entdeckte und weckte er Dutzende Talente, ein lebenskluger Autorenerfinder, charmantes Beispiel die junge Studentin Hildegard Schwaninger aus Zell am See, die er für den *Züri-Leu* als erste Gesellschaftsreporterin der Schweiz aufs Parkett der Eitelkeiten schickte. Für die beiden ein Experiment bis zum Hochzeitsmarsch in eigener Sache.

Ramspeck begann schon mit neunzehn bei der *Weltwoche*, weil zu faul für das Studium, und er schrieb leidenschaftlich bis zuletzt, noch mit 81. Sein Antrieb, seine Themenklaviatur entstanden – wie für den griechischen Geschichtsschreiber Herodot – aus Neugier darauf, was die Leute umtreibt. Sein Instinkt misstraute allen scheinbaren Gewissheiten. Wenn es vielleicht einen Grund gibt, dass dieser Beruf nicht stirbt mit ihm: Jürg Ramspeck hat zu viele infiziert, auch wenn er einmalig war.

Peter Hartmann

haus, unter anderem als Horatio in Shakespeares «Hamlet»: Im rauen Umfeld des internationalen Star-Ensembles wirkte der korpulente Schauspieler plötzlich schwächling; er hatte Mühe, sich zu behaupten, seine Ausstrahlung war weg.

Der «Bestatter» liegt zwischen den zwei Welten: ein durchaus ernsthafter Krimi, aber populär gemacht mit viel Humor – wobei dieser in der neuesten Staffel leider etwas zu kurz kommt.

Rein schauspielerisch vermag Müller auch hier nur mässig zu überzeugen. Beim Sprechen betont er jede einzelne Silbe. Was auf der Bühne für die Verständlichkeit unabdingbar ist, wirkt im Film unnatürlich. Als begnadeter Komödiant und Imitator ist Müller erst recht auf die Überbetonung von Gesten und Aussprache getrimmt – im «Bestatter» vermag er dies nicht abzulegen. Hinzu kommt, dass schweizerdeutsche Dialoge im Film grundsätzlich dazu tendieren, hölzern zu klingen. Sich an das normierte Bühnenhochdeutsch zu halten, ist für Schauspieler einfacher, als Alltagssprache glaubhaft wiederzugeben. Daran leidet auch diese Serie. «Volksschauspieler» Mike Müller vermag dem nichts entgegenzusetzen. Und das liegt nicht an der unvermeidbaren Assoziation zu seinen Rollen in «Giacobbo/Müller».

Sie stehlen ihm die Show

Ist man also vor die Frage gestellt, ob Mike Müller ein guter Schauspieler ist, so muss man sagen: Müller ist nicht wegen, sondern trotz seiner schauspielerischen Fähigkeiten äusserst populär – und für den Bestatter die ideale Besetzung. Jeder, der ihn kennt, bestätigt: Müller ist ein überaus liebenswürdiger Mensch, ein sensibler Grübler, der sich selbst nie in den Vordergrund drängt. Das spürt man auch in der Serie. Obschon Müller als titelgebender Hauptdarsteller viel Platz einnimmt, lässt er anderen Figuren genügend Raum, sich zu entfalten. So dass sie ihm zuweilen auch die Show stehlen. Heimliche Stars sind nämlich die Nebenfiguren, der makabre österreichische Gerichtsmediziner Alois Semmelweis (Martin Ostermeier) und der anrührend-skurrile Bestattungslehrling, mittlerweile Partner Conrads, Fabio Testi (Reto Stalder).

Die Figur des Bestatters Luc Conrad ist exakt auf Mike Müller zugeschnitten: ein Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat. Der nicht lockerlässt, wenn eine Ungerechtigkeit vorliegt. Der sich selbstlos in Gefahr bringt und Regeln verletzt, wenn es darum geht, einen Bösewicht zu überführen. Kurz: ein Mann, den man einfach gernhaben muss. Wie sein Darsteller. Mike Müller ist zum Knuddelbär der Nation geworden. Ob er etwas besser spielt oder nicht, ist da zweitrangig.

Wirtschaft

Macht es selber

Von Beat Gygi — Die Wirtschaft wird stärker. Aber erste Alarmlämpchen leuchten auf. Der Glaube an staatliche Steuerung ist auf dem Vormarsch.



Wozu die Ärmel hochkrepeln?

Das neue Jahr hat an einem Montag begonnen, der Jahresanfang fügte sich perfekt in den Arbeitskalender ein, als ob die Zeitlinie unterbruchsfrei und ohne zu holpern durch die Gegenwart in die Zukunft liefe. Das stärkt das Gefühl, die Arbeitswoche sei irgendwie etwas Natürliches und es sei auch eine normale und solide Lebensauffassung, sich in diesem Rhythmus das Einkommen aus eigener Kraft zu erarbeiten – jedenfalls jetzt, da die Chancen auf einen wirtschaftlichen Aufschwung in vielen Ländern gut aussehen und es sich lohnen dürfte, die Ärmel hochzukrepeln.

Die Prognosen und Konjunkturindikatoren zeigen grossenteils nach oben, für die Weltwirtschaft insgesamt, für Nordamerika und gerade auch für Europa, dessen Problemländer nun besser in Schwung kommen. Eine wichtige Lokomotive ist Deutschland, dessen Kraft auch auf die Schweizer Exporteure abfärbt, dies umso mehr, als der etwas schwächere Franken-Euro-Kurs die Marktposition der Schweizer im Ausland stärkt. Quer durch die Kontinente gibt es Anzeichen dafür, dass die Wirtschaft in den Schwellenländern und der Welthandel zunehmend auf Touren kommen, weil die Konsumenten mittlerweile eine Art Hochstimmung erreicht haben und die Unternehmen nun rela-

tiv spät im Konjunkturzyklus endlich mehr Investitionen wagen als in der jüngst erlebten Investitionsflaute. China wird allerdings vorsichtig beurteilt, da Beobachter die Steuerung der Wirtschaft durch die Politik schwierig einschätzen können.

In diesem Zusammenhang leuchten Alarmlämpchen auf – aber nicht primär wegen China. Nein, verblüffend ist vielmehr, wie sich mit Blick auf Nordamerika, Europa und Japan nun eine Art positive Grundhaltung gegenüber staatlichen Steuerungsmassnahmen zu verstärken scheint. Die nach der Finanzkrise vor bald zehn Jahren eingeleitete enorme Ausweitung der Geldversorgung durch die tonangebenden Notenbanken, das Überschwemmen der Wirtschaft mit billigem Geld, galt für viele Ökonomen lange Zeit als Notmassnahme, als noch nie erlebtes Experiment mit ungewissem Ausgang. Diese Vorsicht in der Beurteilung scheint jetzt etwas nachzulassen. Das anziehende Wachstum der Weltwirtschaft, das Erwachen vieler Investoren und die prächtigen Kursgewinne an den meisten Börsen der Welt haben der Auffassung Vorschub geleistet, die Geldpolitik mit den Tief-, Null- oder Negativzinsen habe sich letztlich bewährt, um die Wirtschaft aus der Krise zu führen.

Billiggeld soll gegen alles helfen

Es ist eine Art Machbarkeitsglaube, der jetzt umso mehr Anhänger gewinnt, je besser die Konjunktur läuft, nach dem Motto: «Es war halt doch richtig, dass die Zentralbanken derart lange Vollgas gegeben haben, jetzt wissen wir mehr für das nächste Mal.» Vor diesem Hintergrund kann man sich fragen: Wozu hart arbeiten und die Ärmel hochkrepeln, wenn doch Billiggeld gegen alles helfen soll, wenn die Politiker so sehr daran glauben, dass sie das Geld-Doping dauerhaft anwenden und so bei Immobilien, Aktien oder Kunstobjekten mehr und mehr die Inflation anheizen? Die Wahrscheinlichkeit ist eben gross, dass eine solche Politik irgendwann das Vertrauen der Leute verliert und zu einem Zusammenbruch führt – vielleicht auf eine Art, die man sich heute nicht vorstellen kann. Mit Blick auf solche Entwicklungen fahren die Bürger besser, wenn sie von Anfang an sich selber vertrauen und durch eigene Arbeit Fertigkeiten und Geschäfte aufbauen, die ihnen auch in turbulenten Märkten oder Stürmen nicht so einfach weggenommen werden können.

Notorische Reflexe

Von Pierre Heumann — Die Schweiz kritisiert Trumps Entscheid, Jerusalem als Hauptstadt Israels zu akzeptieren. Zeit zum Nachdenken lassen sich die Diplomaten nicht.

Das Aussendepartement reagierte schnell. Kaum hatte US-Präsident Donald Trump am 6. Dezember Jerusalem als Hauptstadt Israels anerkannt, veröffentlichte das Eidgenössische Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) eine Stellungnahme dazu. Zum Nachdenken, Reflektieren oder Abwägen liessen sich die Top-Diplomaten keine Zeit. Schon einen Tag nach Trumps Erklärung wussten diese, was von der Ankündigung zu halten war, die amerikanische Botschaft von Tel Aviv nach Jerusalem zu verlegen. Die Lösung des Nahostkonflikts müsse «insbesondere auf einer umfassenden verhandelten Regelung über den endgültigen Status von Jerusalem beruhen», schrieb das EDA wenige Stunden nach Trumps Rede.

Als die Türkei und der Jemen eine Dringlichkeitssitzung der Uno einberiefen, um den Entscheid anzufechten, war bereits klar, wie die Schweizer Delegation in New York stimmen würde: gegen die USA respektive deren Entschluss, Jerusalem als Hauptstadt Israels anzuerkennen.

Nun gibt es in der Tat gute Gründe, die Entscheidung des US-Präsidenten zu kritisieren. Erstens hat Trump, der den Nahostkonflikt mit einem Deal lösen will, einen wichtigen Verhandlungstrumpf verschenkt. Zweitens ist die Anerkennung Jerusalems als Hauptstadt Israels eine rein symbolische (und billige) Geste ohne praktischen Wert; faktisch akzeptieren alle Staaten, die Israel anerkennen, Jerusalem als Kapitale des jüdischen Staates. Auch die Schweiz.

Umso mehr erstaunt es, dass Uno-Botschafter Jürg Lauber vom EDA angewiesen wurde, der Resolution der Uno-Vollversammlung zuzustimmen – obwohl laut Verfassung die Bundesversammlung an der Gestaltung der Aussenpolitik zu beteiligen ist. So bestimmt es Artikel 166 Abs. 1 unmissverständlich. Weil es bei der Jerusalem-Frage ohne Zweifel um die Pflege der Beziehungen sowohl mit Israel als auch mit arabischen Staaten gehe, hätten zumindest die Aussenpolitischen Kommissionen konsultiert werden müssen, findet Nationalrat Maximilian Reimann und meint: «Wir hätten das Thema auch anlässlich einer ausserordentlichen Kommissionssitzung während der Wintersession noch längst behandeln können.»

Aber an Konsultationen hatte der neue Aussenminister Ignazio Cassis offensicht-

lich kein Interesse. Indem er wie schon sein Vorgänger den Verantwortlichen des EDA grossen Spielraum lässt, verpasste er die sich ihm bietende Chance, in der Nahostpolitik neue Prioritäten zu setzen.

Die Beamten liessen sich nicht zweimal bitten. Zuständig für das Dossier «Mittlerer Osten» ist im Aussendepartement seit 2012 Wolfgang Amadeus Brühlhart. Dieser tendiere im Nahostkonflikt «eher zur palästinensischen Seite», sagt einer, der ihn persönlich kennt. Dass eine Person die EDA-Strategie für eine Region so lange prägt, ist sehr ungewöhnlich, und es ist schlecht für die Unbefangenheit eines Diplomaten.

Beim Jerusalem-Entscheid haben allerdings weder Cassis noch Brühlhart den Ton angegeben, sondern Staatssekretärin Pascale Baeriswyl, wie EDA-Kenner vermuten. Der noch unerfahrene (und mit anderen Dossiers beschäftigte) Cassis fühlte sich wohl zu unsicher, um den Jerusalem-Entscheid seiner resolut auftretenden Nummer zwei und der ganzen Abteilung umzustossen. Womit das Prinzip der Neutralität einmal mehr und völlig unnötig verletzt wurde. Um der Schweizer Kritik an einer Botschaftsverlegung nach Jerusalem Nachdruck zu verleihen, hätte nämlich auch eine Stimmenthaltung oder eine Abwesenheit genügt.



Unsicher: Aussenminister Cassis.

Wer schützt wen?

Von Alex Baur — Ausbrecher zu anonymisieren, ist konsequent, aber trotzdem falsch.

Es war ein Ausbruch wie im Film. Über einen Lüftungsschacht türmten letzte Woche vier Häftlinge aus der Berliner JVA Plötzensee in die Freiheit. Doch nicht die dreiste Flucht sorgte in diesem Fall für Missstimmung, sondern die Fahndung: Auf den polizeilichen Steckbriefen fehlte das Wesentliche, nämlich Bild und Namen der Gesuchten. Wegen des Persönlichkeitsschutzes.

Rein rechtlich ist daran nichts auszusetzen. Ein Gefängnisausbruch an sich ist nun mal kein Delikt. Schliesslich ist es nicht die Aufgabe von Häftlingen, auf sich selber aufzupassen. Konsequenterweise behandelt die Polizei Ausbrecher gleich wie alle andern, die zur Fahndung ausgeschrieben sind.

Das Problem liegt bei der Anonymisierung von Straftätern an sich. In den meisten Rechtsstaaten dieser Welt gilt die Strafverfolgung als öffentliche Angelegenheit. Nicht nur in Amerika, sondern auch in Grossbritannien oder Italien wäre es unseriös, einen Delinquenten in den Medien nicht beim Namen zu nennen, am besten mit Bild, gleichgültig, ob er ein Velo geklaut oder eine Bank überfallen hat.

Die Gesellschaft als Lynchmob?

So war es auch bei uns. Erst seit den siebziger Jahren anonymisieren die Medien Straftäter, freiwillig notabene. Eine klare gesetzliche Regelung gibt es bis heute nicht. Der Straftäter, so der Kerngedanke, müsste vor der Gesellschaft geschützt werden. Doch stimmt das wirklich? Wäre es nicht die Aufgabe der Strafjustiz und des Vollzuges, primär die Gesellschaft vor dem Verbrecher zu schützen?

Im Wilden Westen gehörte es zu den vornehmen Aufgaben des Sheriffs, den Lynchmob von einem Verdächtigen fernzuhalten. Davon sind wir heute zum Glück weit entfernt. Vielmehr droht der zu einem Buchstaben mit Punkt anonymisierte Straftäter aus dem öffentlichen Leben zu verschwinden. Auch das ist eine Entmenschlichung.

Niemand will die Wiedereinführung des mittelalterlichen Prangers. Gefragt ist ein ehrlicherer Umgang mit dem Verbrechen. Genau so wie man von einem Delinquenten verlangen darf, dass er zu seinen Taten steht, genauso ist einer zivilisierten Gesellschaft ein menschlicher Umgang mit (ehemaligen) Straftätern zuzumuten. Die systematische Geheimnistuerei ums Verbrechen ist eines Rechtsstaates unwürdig. Jeder Bürger hat ein Recht, zu wissen, mit wem er es zu tun hat.

Oscar mit c

Von Margrit Sprecher — Als Chef im «Raubtierkäfig» der *Weltwoche*-Redaktion benötigte Jürg Ramspeck keine Peitsche. Im Gegenteil. Das Chaos kam ihm eben recht. Hauptsache, es waren journalistische Lust und Leidenschaft zu spüren. Letzte Woche ist er 81-jährig verstorben.

Ja, so mussten richtige Journalisten aussehen. Stets hing die Gauloise bleu in ihrem Mundwinkel. Kreuzten sie uns auf dem Korridor, blickten sie informiert, ein wissendes Lächeln um die Lippen. Kein Zweifel, die bösen Buben der nonkonformistischen *Zürcher Woche* – Jürg Ramspeck, Werner Wollenberger, Roman Brodmann, Walter Matthias Diggelmann und wie sie alle hiessen – heckten ihren nächsten Coup aus. Mal wollten sie die Regierung stürzen, mal die Armee abschaffen. Und wenn sie uns brave *Elle*-Redaktorinnen im Lift einluden, «am See Schwäne füttern zu gehen», meinten sie was ganz anderes.

Als Jürg Ramspeck 1981 Chefredaktor der *Weltwoche* wurde, war er noch immer Nonkonformist. Das feudale Eckzimmer überliess er Co-Chef Rudolf Bächtold. Er selbst hauste in einer Art Besenkammer, wo man ihn allerdings nie antraf. Denn pausenlos war er auf der Redaktion unterwegs, im Mundwinkel noch immer die Gauloise, in der Hand den Kaffeebecher.

Dichte Rauchschwaden

Auf seinen Wanderungen von Schreibtisch zu Schreibtisch geschah freilich Wichtigeres als auf jeder Redaktionssitzung. Jürg Ramspeck versprühte Ideen, Anekdoten und Wissen, selbst wenn sein Publikum nur aus einem einzigen Menschen bestand. Spielerisch entstanden neue Themen und überraschende Zugänge zu Altbekanntem; Metaebenen taten sich

**Es gab keine Pflichtthemen.
Es gab nur Themen, zu denen uns
was einfiel.**

auf, dank deren wir die der Aktualität nachhetzende Konkurrenz mühelos schlugen. Wie gross oder wie klein das Thema war, spielte keine Rolle. Hauptsache, es war brillant geschrieben und interessierte die Menschen.

Für Jürg Ramspeck war es die zweite Anstellung bei der *Weltwoche*. Schon mit zwanzig Jahren, eben Vater geworden und gezwungen, Geld zu verdienen, hatte er hier, noch unter *Wewo*-Mitgründer Manuel Gasser, als Volontär angedockt und damit, gewissermassen, das Wesen der *Weltwoche* mit der Muttermilch eingesogen. Doch bei seinem Comeback war alles anders.

Gutmeinende nannten es «kreatives Chaos». Die Konkurrenz sprach von «Raubtierkäfig»,

den man nur mit Peitsche betreten durfte. Auf der Redaktion tobte ein Egomänenrudel, bestehend aus lauter Einzeltätern mit Einzelinteressen. Die Wände zitterten, wenn Niklaus Meienberg und Hanspeter Born über den Golfkrieg stritten. Dichte Rauchschwaden, die durch die Räume zogen, liessen die Augen tränen. Betrat man morgens das Sitzungszimmer, roch es wie in einer Beiz nach einer Freinacht.

Jürg Ramspeck, im Übrigen ein grosser Tierfreund, benötigte keine Peitsche. Im Gegenteil. Das Chaos kam ihm eben recht. Virtuoso spielte er auf dem Klavier der kontroversen Meinungen. Er erlaubte vieles, verhinderte wenig und übersah Unliebsames. Hauptsache, hinter dem Vorhaben waren journalistische Lust und Leidenschaft zu spüren. Und die hatte seine Crew. Es gab keine Pflichtthemen. Es gab nur Themen, zu denen uns was einfiel. Hochmotiviert stürzten wir uns auf alles, was uns interessierte. Die Folgen: Das Heft brillierte mit überraschenden Geschichten, bunten Einfällen und Enthüllungsgeschichten, die die Schweiz erschütterten. Auch den Beschaffungsskandal um den neuen Schweizer Panzer 68 las man zuerst in der *Weltwoche*. Die Missgeburt ballerte los, wenn man die Heizung anstellte.

Der Themenmix kam an. Eines Tages hing im Sitzungszimmer ein grosses Plakat. Auf blauem Grund standen die weissen Zahlen: «500 000 Leser!» Diese Reichweite hat die *Weltwoche* auch später nie mehr geschafft.

Jürg Ramspecks persönliche Bescheidenheit war legendär. Trotzdem kam er zu den schönsten Sachen. Seine Frau Hildegard Schwaninger war die attraktivste Journalistin weit und breit. Sie war es wohl auch, die ihn gelegentlich zum Kauf eines etwas teureren Pullovers oder frisch besohlter Schuhe drängte. Und zum Kauf eines Porsches.

Frei von jeglicher Eitelkeit, drängte es ihn nie dazu, auf Podien oder am Bildschirm die allein seligmachende Wahrheit zu verkünden. Belehrungen waren nicht seine Sache. Lieber trat er als Jazzpianist mit seiner eigenen Truppe im Hotel «Eden au Lac» auf.

Selbst in der eigenen Zeitung vermied er das Rampenlicht. Kommandobrücke und Leitartikel überliess er dem Co-Chefredaktor Bächtold. Er selbst begnügte sich mit einer Kolumne namens «Untendurch». Sein Pseudonym Oscar Nebel, das er mitunter benutzte, sollte, buchstäblich, jegliche Spur zu seiner Person vernebeln. Und nur Insider wussten:

Das «c» im – an Understatement nicht zu übertreffenden – Namen war eine Hommage an den Jazzpianisten Oscar Peterson. Finessen, wie sie Jürg liebte.

Unbekümmert bis zuletzt

Manchmal nahmen wir ihm seine Schreibabstinenz übel. Denn niemand auf der Redaktion drückte sich eleganter aus, nicht mal die Feingeister von der Kultur. In Sachen Sprache besass er eine Art absolutes Musikgehör, ge-

**Chefredaktoren seiner Art sind
so selten geworden wie die
Hermes Baby und das Tipp-Ex.**

schärft für die Wahrnehmung feinsten Misttöne. Zudem fiel ihm das Schreiben so leicht ... Kaum hatte er sich an die Maschine gesetzt, reihte sich – ohne Denkpause, ohne Korrektur, ohne Tippfehler – Satz an Satz.

Doch die Werke der andern waren ihm wichtiger. Mancher Titel und mancher Text verdankten seinem Redigierstift, der stets aus der Brusttasche lugte, ihren Glanz. Und die Serie rundete sich erst nach einem Gespräch mit ihm zum gelungenen Ganzen. Zu diesem Gespräch war er immer bereit. Denn wir waren für ihn keine Schreibmarionetten oder Stellenprozent, die es zu optimieren galt. Wir waren Kollegen und Kolleginnen, die er mochte und die er spüren liess: Was wir taten, war wichtig. Chefredaktoren seiner Art sind heute auf Zeitungen so selten geworden wie die Hermes Baby und das Tipp-Ex.

Seine Krebsdiagnose am 5. Dezember schien ihn kaum zu kümmern; er hatte sich selbst noch nie wichtig genommen. Weiterhin schrieb er seine Kolumne im *Blick*, wo er seit 1997 arbeitete. Noch zwei Tage vor seinem Tod am 27. Dezember trat er als Pianist an einer öffentlichen Adventsfeier auf. Bis zuletzt tat er das, was er am liebsten tat: schreiben und Klavier spielen.

Für die meisten von uns, die wir damals bei der *Weltwoche* arbeiteten, blieb jene Zeit die schönste und aufregendste ihres Berufslebens. Danke, Jürg.

Margrit Sprecher ist eine der renommiertesten und meistausgezeichneten Reporterinnen. Bei der *Weltwoche* leitete sie das Gesellschaftsressort «Leben heute». 2016 wurde sie mit dem Swiss Press Award für ihr Lebenswerk ausgezeichnet.



Eine Art absolutes Musikgehör: Journalist und Pianist Jürg Ramspeck.

Erinnerungen

Meister der Ironie

Wer war Jürg Ramspeck?
Gedanken und Anekdoten von
Weggefährten.

Wäre es 1983 nach dem damaligen Presseecho auf die Bestellung von Jürg Ramspeck und mir zu Co-Chefredaktoren der *Weltwoche* gegangen, so hätte das «verantwortungslose Manöver» (so einer der seinerzeitigen Kommentatoren) schon nach kürzester Zeit enden müssen. Ein Jahr Galgenfrist immerhin gab uns der Verleger Max Frey: Wenn sich die Lage der Zeitung (deren Auflage damals dramatisch gesunken war) dann nicht klar gebessert haben würde, werde er das Blatt einstellen.

Der nach aussen nicht kommunizierte «Tarif» von Max Frey war hart. Könnte das eine Doppel-Chefredaktion schaffen? Kommt nie gut, wussten ja die Kenner. Aber es kam gut. Jürg und ich harmonierten entgegen allen Unkenrufen perfekt. «Die Zeit mit dir bei der *Weltwoche* waren die besten Jahre meines Lebens», sagte mir Jürg noch vor wenigen Monaten.

Jürg Ramspeck war vermutlich der letzte Journalist, der die Original-*Weltwoche* der Gründer Karl von Schumacher und Manuel Gasser aus eigener Anschauung und aus seinen ersten journalistischen Schritten noch gekannt hatte. Diese frühe Periode hat ihn während seiner ganzen, langen Karriere nachhaltig geprägt.

Auch nach zahlreichen Stationen bei anderen Presstiteln blieb sein journalistischer Leitstern die Ur-*Weltwoche*. Deren Credo brachte er mit: dass ein gutgeschriebener, faktentreuer, überraschender, argumentativ solider, selbstverständlich interessanter und möglichst originell verfasster Text seinen Platz in der *Weltwoche* finden musste. Und dies auch dann, wenn er quer in der Landschaft stand und dem Mainstream (auch des eigenen Blattes) widersprach. Das setzte uns zwar recht oft dem Vorwurf aus, wir machten eine Chaotenzeitung, bei der man nie wisse, wo sie stehe und was sie vertrete. Auch wenn das nicht Programm war, so nahmen wir es in Kauf, und dies umso mehr, als die grosse Mehrheit der Leserschaft daran offensichtlich keinen Anstoss nahm.

In diesem Sinne inspirierte Jürg Ramspeck unermüdlich die Redaktion, gab Denkanstösse, spürte Themen auf, ermutigte und gab nicht zuletzt oft den Beiträgen den letzten Schliff. Dies beflügelte die Kolleginnen und Kollegen. Es war die goldene Zeit der Printmedien. Das redaktionelle Budget war reichlich, wenngleich nach Meinung der einen oder anderen dennoch stets zu knapp. Die Mittel erlaubten uns aber, die

Redaktion nach heutigen Massstäben personell komfortabel zu besetzen und auf viele ständige sowie freie Mitarbeiter zu zählen.

Wir fühlten uns beide gleichermaßen für die Zeitung verantwortlich – Jürg mit den Schwerpunkten Feuilleton, Gesellschaft grafische Gestaltung, ich mit Politik und Wirtschaft sowie den Verlagsbereichen wie Budget, Finanzen, Anzeigen. Eine präzise, geschweige denn schriftliche Absprache gab es nicht. Differenzen oder gar Streit hatten wir nie. Als Jürg während längerer Zeit seine Präsenz auf der *Weltwoche* stark reduzierte, da er sich auf Wunsch des Verlegers des in grossen Schwierigkeiten steckenden *Sports* annahm, funktionierte alles perfekt weiter.

Diese *Weltwoche* hatte grossen Erfolg. Betrug die effektive Auflage bei der Übernahme durch uns kaum noch 70 000 Exemplare, so stieg sie bis 1994 auf über 140 000, wobei ich aus Sicherheitsgründen nie das ganze mögliche Volumen beglaubigen liess.

Doch der *Weltwoche* fehlten – wie schon fast immer – die innere Ruhe und Stabilität. Daran konnten auch wir nichts ändern. Von den Gründern Schumacher/Gasser übernahm nach einem Intermezzo und Streitereien mit Ringier Max Frey als Eigentümer und Verleger die Zeitung. Es folgte die *Omni* von Werner K. Rey, nach ihr Beat Curti und schliesslich die *Basler Medien*. Von innen und aussen geschürte Zwietracht schwächte die Redaktion. Jürg und ich wurden der ständigen Querelen leid. Unsere Erfolgsstory endete, wir gingen. Die Freundschaft zwischen Jürg und mir blieb.

Rudolf Bächtold war Weltwoche-Chefredaktor (1983 bis 1997 zusammen mit Jürg Ramspeck)

Das Schönste waren die letzten Stunden des Abschlusstages, wenn die Kollegen sich verabschiedet hatten und Jürg mit mir am Desk auf die noch ausstehenden Seiten wartete, vor sich die Batterie von Bierflaschen, die er im Lauf des Abends getrunken hatte und jetzt eine um die andere mit den Kippen seiner *Gauloises bleues* ohne Filter füllte. In diesen nächtlichen Stunden entstanden die besten Gespräche, amüsante meist, nicht selten boshafte, immer aber anregende, die Anstoss zu neuen, unerwarteten Geschichten gaben. Und wenn er mich dann mit seinem Porsche vor der Haustür absetzte und ich nur noch Schlaf im Sinn hatte, wusste ich: Er geht jetzt nach Hause, brät sich ein Steak und spielt Klavier.

Klara Obermüller, von 1980 bis 1996 Ressortleiterin, Mitglied der Chefredaktion sowie Autorin

Jürg hat mich mehr als fünfzig Jahre lang geprägt, inspiriert und begleitet. Als junger Praktikant bei der *Züri-Woche* war er mein erster Chef, Lehrer und Fürsorger. Er hat meine Texte sorgsam gefeilt, was mich bald vom freien Zeilengeldschreiber zum honorigen Journalisten beförderte. Weil ich im kalten Winter nie einen

Mantel trug, hat er mir einen Lodenmantel von Dschingis geschenkt. Später lancierten wir für Jean Frey die Gratiszeitung *Züri-Leu*. Neuentdeckung Hildegard Schwaninger sicherte mit ihrer kecken Gesellschaftskolumne den Leserfolg und wurde Jürgs Ehefrau. Ich als Götti von Sohn Philipp bin inzwischen dessen Partner in seiner Filmproduktionspartner. Als ich zehn Jahre danach die Jean Frey AG kaufte, fand ich Jürg für den Posten des *Weltwoche*-Chefredaktors. Darüber hinaus aber war er der einflussreichste Netzwerker der ganzen Firmen-

Er versprach, den nächsten Jasstreff zu organisieren. Ich erwarte sein Zeichen vom Himmel!

gruppe rund um die Uhr. Fünfzig Jahre trafen wir uns zum Austausch von Anekdoten und zum Jassen, letztmals am 20. November 2017. Er versprach, den nächsten Jasstreff zu organisieren. Ich erwarte sein Zeichen vom Himmel!

Beat Curti, Unternehmer und ehemaliger Weltwoche-Inhaber (1991 bis 1996)

Jürg war als Schreiber wie auch als geselliger Kollege ein Meister der Ironie und des freundlichen Spotts; als Zyniker aber war er gänzlich unbegabt. Dieses Fach beherrschte er (zum Glück) nicht, weil er die Welt und die Menschen selbst dann zutiefst liebte, wenn er sie für ihre Ungerechtigkeiten und ihre Dummheit manchmal zutiefst hasste. Er war das seltene Beispiel eines rundum an allen Lebensbereichen interessierten und dabei meist ansteckend fröhlichen Mystikers. Und noch ein Paradox: Er war eine nie verletzende, aber begnadete und stets gerne angehörte Klatschtante. Als Journalist war er uns ein Vorbild, als Chef und Kollege ein geschätzter Anreger und Ermutiger.

Sebastian Speich, Journalist und ehemaliger Weltwoche-Redaktor

Lese ich einen Nachruf, kommt mir immer jener meisterhafte Text in den Sinn, mit dem Jürg Ramspeck 1990 den Autor und Filmemacher Roman Brodmann gewürdigt hat. Ramspeck war eben nicht nur Chefredaktor, sondern auch Chefstilist. Es war immer eine Freude, ein tadelloses Manuskript von ihm in Händen zu halten, ob dieses nun mit «Ramspeck» oder «Oskar Nebel» gezeichnet war. Nachdem er selbst einmal ein Buch lektoriert und korrigiert hatte, sagte er mir, er habe nun grossen Respekt vor unserer Arbeit. So wurden wir Korrektoren auch von ihm behandelt: mit Respekt.

Max Wey, langjähriger Weltwoche-Chefkorrektor

Um die in den letzten Jahren unter Chefredaktor Hans O. Staub ziemlich staubig gewordene *Weltwoche* wieder ins Gespräch zu bringen, holte Jürg Ramspeck Niklaus Meienberg als freien Mitarbeiter an Bord, der in seinen journalisti-

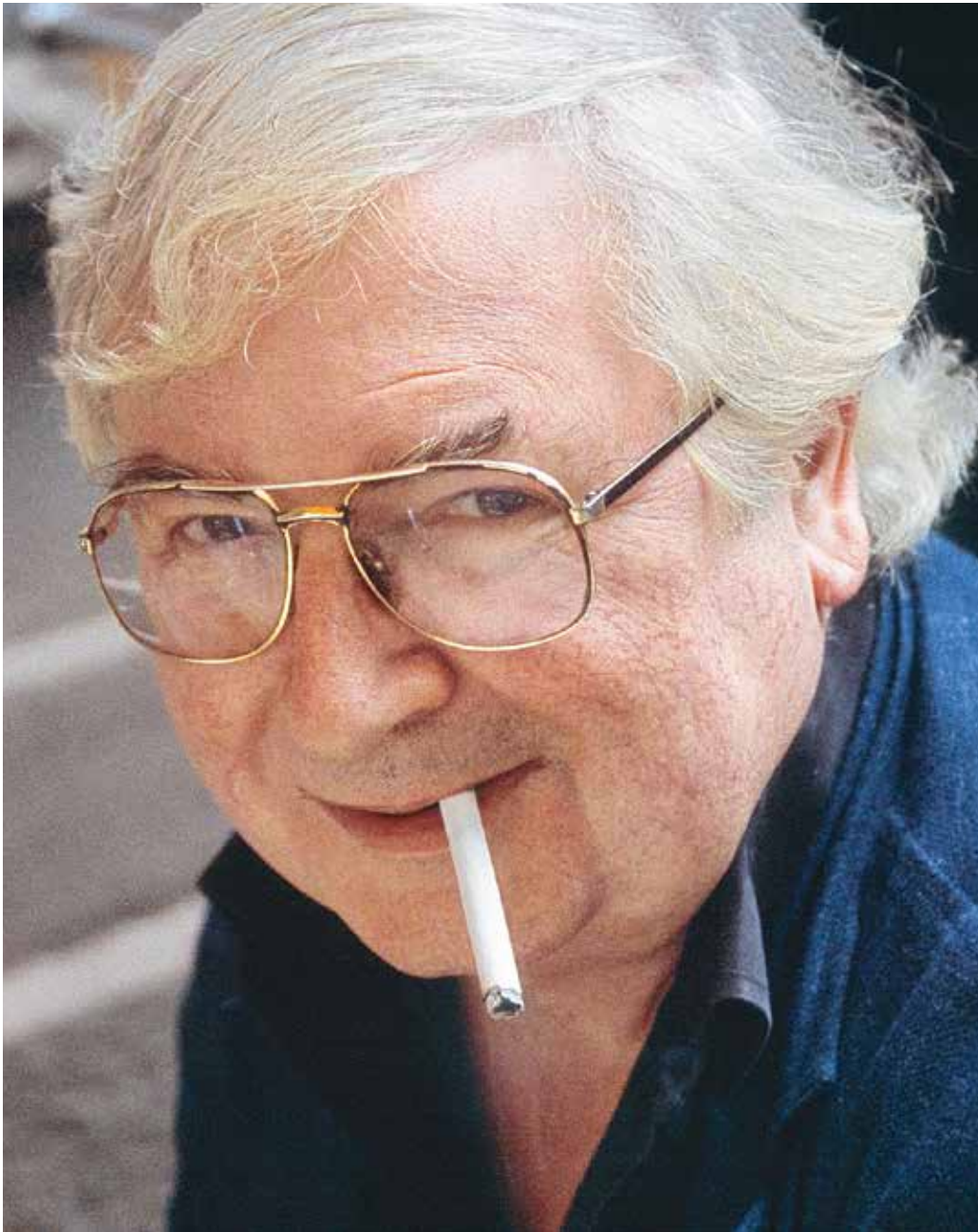
schen Texten die angeblich tief reaktionären Tendenzen des Schweizer Bürgertums dekurvieren wollte. Einen Höhepunkt in dieser Hinsicht stellte die Serie über die Generalsfamilie Wille dar, die unter dem Titel «Die Welt als Wille und Wahn» 1987 erschien und über Wochen Gesprächsthema in der Schweiz war. Die Kritik aus bürgerlichen Kreisen war dabei heftig. Doch Ramspeck genoss ja insgeheim Kontroversen und Zoff. Er verfügte auch über eine einmalige Begabung, solche Episoden durchzustehen, auszusitzen, wegzudiskutieren. Diese erlaubte es ihm später, eine kritische Situation um Meienberg zu entschärfen. Dieser besass ja auch dunklere Wesenszüge – so hätte er etwa die heutige «me too»-Debatte nicht überlebt. Eines Tages kam Ramspeck in mein Büro und sagte halb amüsiert, es herrsche Aufregung auf der Redaktion, weil Meienberg mit einer silbernen Pistole in den Gängen unterwegs sei. Manche Kollegen hatten ihr Büro zugesperrt, andere verkrochen sich unters Pult. Ich dachte mir, Ramspeck werde die Lage schon entschärfen. Und so war es auch: Er brachte Meienberg in einem langen Gespräch wieder zu sich, worauf dieser samt Pistole friedlich abzog.

Felix E. Müller, ehemaliger Inlandchef sowie von 1996 bis 1997 stellvertretender Chefredaktor und Chefredaktor ad interim bei der Weltwoche

Konferenz der *Weltwoche*, neunziger Jahre. China war wieder mal unangenehm aufgefallen, hitzig debattierte die Redaktion den Fall aus allen Perspektiven. Ein Kollege aus dem Wirtschaftsressort war besonders aufgebracht und ereiferte sich zunehmend. Jetzt müsse ein Meinungsartikel her, das Ende der Toleranz sei erreicht: Man müsse nun klar sagen, dass der Westen sich nicht alles bieten lasse. Entweder China gebe nach – oder harte Sanktionen seien die Folge. Nach einer kurzen Pause hob Jürg Ramspeck anerkennend die Brauen, doch seine Stimme vibrierte geradezu vor Hohn und Spott: «Förrlibuckstrasse warnt Peking!», sprach er, und alles schwieg. Das unverschämte Talent, mit drei Worten alles zu sagen.

Thomas Wördehoff, langjähriger Kulturredaktor der Weltwoche

Die erste Begegnung mit Jürg fand auf der Redaktion der *Weltwoche* statt. Unsere Werbeagentur hatte gerade das prestigeträchtige Budget der *Weltwoche* gewonnen. Jürg war, zusammen mit Rudolf Bächtold, deren Chefredaktor und auch verantwortlich für die Werbung. Das bekamen die häufig wechselnden und auf der Redaktion nicht gerade geliebten Verlagsleiter zu spüren. Die Sitzungen fanden darum auch nicht an der Edenstrasse 20, der damaligen Adresse der *Weltwoche*, statt, sondern während vierzehn Jahren ungestört in der «Kronenhalle». Diese Zusammenarbeit war nicht nur menschlich einmalig, sie war auch sehr erfolgreich. Davon zeugen unzähl-



«Förrlibuckstrasse warnt Peking»: Jörg Ramspeck, 2001.

ge Auszeichnungen, die wir gemeinsam feiern konnten. In der «Kronenhalle», versteht sich.
Peter Lesch, Inhaber und Gründer der Werbeagentur Lesch + Frei

Träfe Sprüche und Anekdoten von und mit Jörg kennt jeder, der Jörg kennt. Da er die Menschen liebte, liebte er es, über Menschen zu sprechen. Beurteilung eines Kollegen bei solcher Gelegenheit: «Schreiben kann er nicht, aber solche braucht es ja auch.» Das schadete dem Kollegen nicht. Er legte eine brillante Karriere hin.
Rolf Holenstein, Journalist und ehemaliger Wissenschaftsredaktor der Weltwoche

Sich zu erinnern, ist bei einer ungewöhnlichen Persönlichkeit, deren Arbeitsweise heute kaum mehr möglich wäre, etwas Wunderbares. 1993 kam Steven Spielbergs «Jurassic Park» ins Kino. Es war die Zeit der Dino-Mode, und jedes Kind war von den vorsintflutlichen Riesenechsen fas-

ziniert, wusste alles über sie. Jörg Ramspeck kam, wie immer mit dem verschmitzten Lächeln im Gesicht, zu mir mit folgendem Vorschlag: «Wir müssen ja wohl über den Film schreiben, und ich finde deshalb, wir sollten etwas Authentisches darüber haben. Frag doch deinen Sohn, ob er das nicht machen will.» Mein Sohn war damals zwölf. Ich ging mit ihm in den Film, dann schrieb er begeistert – mit einem Einwand: «Unglaublich, dass die Dinos die flüchtenden Jeeps nicht erreichen.» Darauf Jörg: «Na also, der schaut genau hin.»
Wolfram Knorr, langjähriger Ressortleiter und Filmkritiker der Weltwoche

Selbstverständlich waren ihm seine Texte nicht. Sie liessen, bei ihrer Leichtigkeit und Eleganz, uns, seine Leser, nur die Mühe nicht merken, die sie ihn gekostet hatten: die zahllosen Schachteln Gauloises bleues, die der Preis und der Motor seines Schreibens waren. So gesehen, war das

Pseudonym Oskar Nebel, unter dem er jahrelang seine Glossen «Untendurch» schrieb, nicht zufällig, wenn auch, bei diesem Klar- und Hell-schreiber, dem alles Geschwurbel und Präntiöse zuwider war, zunächst etwas verwunderlich. Fast schien es, als wäre die stickige Luft seines Schreibkabinetts eine unabdingbare Voraussetzung für seine helle, durchsichtige, immer witzige und auch selbstironische Prosa gewesen, ganz nach Schillers «Wallenstein»-Zitat: «Nacht muss es sein, wo Friedlands Sterne leuchten.» Gewichtigem misstraute Ramspeck, auf den Tasten seines geliebten Pianos ebenso wie auf denen der Schreibmaschine, allen Arten von Aplomb, Pathos, von ideologischer Rechthaberei oder auch nur von lehrerhafter Besserwisserei. Er war ein Schreiber, der ohne Ausrufungszeichen auskam. Dringlichkeit stellte er indirekt her: durch die entspannte Schlüssigkeit und Treffsicherheit seiner Phrasen, was den Jazzpianisten angeht. Phrasenhaftigkeit wäre allerdings das Letzte, was seinem Schreibstil hätte nachgesagt werden können. Weshalb er sich hinter dem nebulösen Pseudonym versteckte und scheinbar banalen Alltagsthemen? Weil, nach Brecht, das Grosse oft «gross nicht und klein nicht das Kleine» sei. Und aus dem gleichen Grund, aus dem Dürrenmatt Kriminalromane geschrieben hat.

Peter Rüedi, Autor und Kolumnist der Weltwoche

Von seiner unersättlichen Neugierde getrieben, stellte Jörg stets die einfachsten Fragen, die er mit unschuldig wirkender Naivität vortrug. Doch diese Fragen waren keineswegs harmlos oder banausisch. Vielmehr entsprangen sie seiner Gabe, komplexe Themen völlig anders anzuschauen. Ein Beispiel: Als ich 1992 einen Sonderdruck zum Thema EWR vorbereitete, schlug Jörg vor, diesen mit Zeichnungen meines damals elfjährigen Sohnes zu illustrieren. Seine Begründung war so überraschend wie einleuchtend: «Es ist die heutige Jugend, die später mit dem Resultat dieser Abstimmung leben muss.»

Journalist, langjähriger Wirtschaftsredaktor und Nahostkorrespondent der Weltwoche

Wurde man ins Eckbüro zitiert und beide, Bächtold und Ramspeck, sassen da, verhiess dies nichts Gutes. Beat wartete gequält. Den zwei Chefredaktoren war auch nicht wohl. Nie angenehm, jemanden zu entlassen, aber Beat hatte als Bundeshausredaktor nun wirklich nichts gebracht. Dann erleuchtete einer seiner Geistesblitze Jörg: «Beat, was interessiert dich überhaupt?» – «Verschiedenes. Kochen.» – «Wieso schreibst du nicht über Essen?» Beat landete nicht auf der Strasse. Seine Kolumne «Salz und Pfeffer» – Titel natürlich von Jörg – wurde ein Riesenerfolg und Beat Wüthrich zum schweizerischen Gastro-Papst.

Hanspeter Born, langjähriger Auslandschef der Weltwoche



Selbstbestimmung ist, wenn der Souverän entscheidet.

Essay der Woche

Das letzte Wort

Von Marcel Niggli — Bundesrat und Medien kritisieren heftig die Selbstbestimmungsinitiative der SVP. Zu Unrecht. Das Anliegen fordert eigentlich Selbstverständliches. In keiner Weise würde die Geltung der Menschenrechte in der Schweiz durch eine Annahme beeinträchtigt.

Die sogenannte Selbstbestimmungsinitiative der SVP nähert sich langsam, aber sicher einer Entscheidung. Überraschend, aber auch irritierend ist dabei, wie nicht über die Initiative und ihren Inhalt diskutiert wird, sondern weitgehend über höchst merkwürdige Unterstellungen.

So wird etwa behauptet (vom Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement auf der entsprechenden Internet-Seite), die Initiative schwäche den Wirtschaftsstandort, weil sie internationale Verpflichtungen ebenso in Frage stelle wie die Menschenrechte. Teilweise wird sie gar «Anti-Menschenrechts-Initiative» genannt. Es heisst auch, man diskutiere über die Initiative, während in Wirklichkeit über Themen gesprochen werde, die mit der Frage der Selbstbestimmung kaum etwas zu tun haben.

Irrige Argumente des Bundesrats

Unangenehm fällt dabei auf, dass sich die Positionen an einem Graben zu scheiden scheinen, der «Menschenrechte und Europa» genannt

wird: Entweder man ist für Europa und die Menschenrechte oder eben dagegen. Punkt. Unmöglich scheint, die Menschenrechte zu befürworten und trotzdem für die Selbstbestimmungsinitiative einzutreten. Vielleicht nicht ganz unnützlich ist deshalb, kurz über den Inhalt der Initiative und über Selbstbestimmung zu sprechen.

Was wäre eine Verfassung wert, die von der Verwaltung einfach abgeändert werden kann?

Die Initiative verlangt zum einen, dass der Vorrang der Verfassung vor dem (nicht zwingenden) Völkerrecht festgeschrieben wird (Art. 5 BV). Zum anderen soll (Art. 56a BV) fixiert werden, dass Bund und Kantone keine verfassungswidrigen Verpflichtungen eingehen und dass bestehende verfassungswidrige Verpflichtungen an die Verfassung angepasst werden müssen. Zum Dritten schliesslich sollen auch verfassungswidrige völkerrechtliche Verpflichtungen

(ebenso wie Bundesgesetze) gelten, sofern sie dem Referendum unterstanden (Art. 190 BV).

All dies scheint wenig spektakulär und eigentlich selbstverständlich. Natürlich ist die Verfassung massgeblich, ansonsten wäre sie ja nicht notwendig. Und dass – ausgenommen zwingendes Völkerrecht – andere Erlasse nicht vorgehen, die Verfassung also nicht abändern können ohne die Zustimmung des Verfassungsgebers (des Souveräns), ist logisch unvermeidlich, da ansonsten der Souverän eben nicht souverän ist.

Wem könnte denn die Kompetenz zur Verfassungsänderung zukommen, wenn nicht dem Souverän? Was wäre eine Verfassung wert, die von der Verwaltung einfach abgeändert werden kann? Nichts anderes kann gelten, wenn Regierung beziehungsweise Verwaltung die Verfassung nicht direkt abändern, sondern über den Weg verfassungswidriger internationaler Verträge, die nicht dem Referendum unterstehen. Was daran zu kritisieren wäre, erschliesst sich nicht. Glaubt der Bundesrat wirklich, dass es ihm zustehe, die Verfassung abzuändern? Das

können wir uns kaum vorstellen. Und doch soll laut Bundesrat die Initiative die Behörden dazu anhalten, sich über «bestehende vertragliche Verpflichtungen hinwegzusetzen», indem sie verlange, dass verfassungswidrige Verträge nur dann massgeblich sein sollen, wenn sie dem Referendum unterstanden. Dass ausgerechnet diejenige Behörde auf Vertragseinhaltung insistiert, die selbst vorgängig diese verfassungswidrigen Verpflichtungen eingegangen ist und damit das Problem eines Widerspruchs von internationalem Vertrag und Verfassung überhaupt erst geschaffen hat, irritiert schon sehr. Fast könnte man meinen, dem Bundesrat sei das eigene Ansehen im Ausland wichtiger als die Verfassungsmässigkeit seines Handelns.

Was Selbstbestimmung bedeutet

Dass nicht zwingendes internationales Recht der nationalen Verfassung vorgehen sollte, ist weder einsichtig noch leicht zu erklären. Bejaht man das Recht einer Bevölkerung, über sich selbst zu bestimmen, so kann sie dies innerhalb der Grenzen des zwingenden internationalen Rechts auch nach Belieben tun. Spricht man ihr das Recht zu, ihre Verfassung abzuändern, so kann sie auch dies tun. Weder ihre Regierung noch eine andere Gruppe oder Behörde können es für sie tun.

Selbstbestimmung bedeutet also nichts anderes, als dass man selbst über eine Frage, einen Sachverhalt, einen Konflikt entscheidet. Für einen Staat bedeutet dies: Wir machen unsere Gesetze selbst und entscheiden auch selbst über deren Anwendbarkeit und Auslegung. Gibt man diese Entscheidungskompetenz ab, so gibt man auch Autonomie, Souveränität oder eben Selbstbestimmung ab. Dass dies ohne die Zustimmung derjenigen, denen die Kompetenz zukommt, möglich sein sollte, ist logisch nicht möglich. Verfassungswidrige Verträge können also eigentlich nicht gültig sein, wenn sie nicht dem Referendum unterstanden.

Die Sache mit den Menschenrechten

Kommen wir nun zur Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK). Bei diesem Thema muss man zunächst eine wichtige Unterscheidung treffen: Wenn wir in der Schweiz über die EMRK sprechen, reden wir nicht von den darin festgehaltenen Menschen- oder Grundrechten. Diese Rechte kannten und kennen wir bereits aus unserer Bundesverfassung. Beim Thema EMRK und die Schweiz geht es um die Frage, wer im Einzelfall über die Anwendung und Auslegung dieser Grundrechte bestimmen darf. Sind das nationale oder internationale Gerichte? Das ist der springende Punkt.

Vorweg zur Frage der demokratischen Legitimation der EMRK in der Schweiz: Die Annahme der Menschenrechtskonvention unterstand weder dem obligatorischen Referendum noch wurde sie dem fakultativen unterstellt, weil – so die Begründung – sie ja jederzeit ge-

kündigt werden könne. Was heute als undenkbar dargestellt wird, nämlich die Möglichkeit ihrer Kündigung, legitimierte also damals gerade den Verzicht auf ein Referendum.

Eine Kündigung würde übrigens kaum etwas ändern. Zum einen bestanden in der Schweiz auch vor Unterzeichnung der EMRK verfassungsrechtlich garantierte Menschenrechte. Zum anderen sind die Garantien der EMRK, sofern sie weiter gingen, in die heutige Bundesverfassung übernommen worden. Dies legitimiere sie indirekt demokratisch, schreibt der Bundesrat. Es bedeutet aber eben auch, dass bezüglich Grundrechtsschutz bei Kündigung der EMRK – anders als häufig behauptet – gerade keine Fundamentaländerung einträte. Denn die von der EMRK festgeschriebenen Grundrechte werden ja bereits durch die schweizerische Bundesverfassung garantiert.

Andere machen es besser

Tatsächliche Änderungen ergäben sich hingegen bei der Frage, wer konkret über Anwendbarkeit und Auslegung der EMRK in der Schweiz entscheidet. Über beides entscheidet heute der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR). Er bestimmt darüber, wie die einzelnen Menschenrechte konkret auszulegen und was bei Kollisionen der Rechte untereinander zu tun ist. Dabei kann er zu anderen Ergebnissen kommen als die nationalen Gerichte.

Damit ergibt sich zwingend die Frage, wer denn «das letzte Wort» habe. Und darum nun geht es bei der Selbstbestimmungsinitiative. Es ist also gerade keine Konsequenz der Initiative, die EMRK kündigen zu müssen, auch wenn das immer wieder einmal behauptet wird. Initiative und EMRK schliessen sich nicht aus. Sehr deutlich wird das beim Vergleich mit anderen Staaten. Meist nämlich wird schlicht nicht erwähnt, dass sich dieselbe

Frage natürlich auch anderswo stellt. Nur ein Beispiel: Für unseren nördlichen Nachbarn Deutschland hat dessen höchstes Gericht, das Bundesverfassungsgericht (BVerfG), klargestellt, dass die Beachtung von Strassburger Entscheidungen grundsätzlich für alle staatlichen Organe gelte. Das ist einsichtig, da es sich bei der EMRK um einen Völkerrechtsvertrag handelt, der in nationales deutsches Recht umgesetzt wurde. In Deutschland aber kommt der EMRK der Rang eines Bundesgesetzes zu. Sie steht also normhierarchisch unter der Verfassung. Zwar wird der EMRK durch konventionskonforme Auslegung der Grundrechte grösstmögliche Wirkung verschafft.

Über die Auslegung dieser Grundrechte aber – und damit auch über die konventionskonforme Richtung – entscheidet das BVerfG. Entscheide des EGMR dienen lediglich als Auslegungshilfe. Das BVerfG betont zwar die Völkerrechtsfreundlichkeit des Grundgesetzes (der Verfassung), stellt aber unmissverständlich klar, dass die Souveränität Deutschlands vorgeht in Konfliktfällen, die nicht anders zu lösen sind. Warum sollte für die Schweiz anderes gelten? Unseres Ansehens im Ausland wegen?

Wenn aber das Ansehen der Schweiz nur dadurch zu bewahren ist, dass wir gegen unsere eigene Verfassung verstossen, so ist es mit diesem Ansehen möglicherweise nicht so weit her, und wir sollten vielleicht darauf verzichten. Vor langer, langer Zeit bestand es gerade darin, dass wir zuverlässig unsere eigenen Regeln einhielten.



Marcel A. Niggli ist Professor für Strafrecht und Rechtsphilosophie an der Universität Freiburg.

Mitarbeit: Carola Göhlich

«Ist es nicht besser,
früher an später
zu denken?»

Samantha Ritz
Leiterin Brokerkanalmanagement
zum längeren,
selbstbestimmten
Leben



Am Anfang

Worauf wir uns freuen können

Nein, hier folgen keine selbstbetrügerischen Prognosen, keine Billigdrogen fürs Gehirn. Die *Weltwoche* hat, nüchtern, das kommende Jahr analysiert, so weit wie möglich. Wir präsentieren Fakten, Ereignisse und Trends, die uns bereits jetzt mit Vorfreude und Zuversicht erfüllen.

1. Jahr der runden Jubiläen — Wir sind, was wir waren. Das neue Jahr wird ein Jahr der Jubiläen und für alle Geschichtsinteressierten ein Eldorado. Um nur die wichtigsten Daten zu nennen: Vor 400 Jahren begann der Dreissigjährige Krieg, der nicht nur Millionen von Toten, sondern auch den Durchbruch der religiösen Toleranz in Europa brachte – sowie die Anerkennung der Schweiz als unabhängiger Staat. Die achtundsechziger Bewegung wird reife fünfzig. Hat sie mehr gebracht als *sex, drugs and rock'n'roll*? Und ist das nicht schon mehr als genug? Grosser Debattenstoff. Vor hundert Jahren endete der Erste Weltkrieg, das Habsburgerreich versank, und US-Präsident Woodrow Wilson proklamierte, wenigstens auf dem Papier, das Selbstbestimmungsrecht der Völker. 1918 war auch das Jahr des Schweizer Generalstreiks und der brutalen Ermordung der russischen Zarenfamilie durch die Bolschewiken. Wichtige Geburts- und Todesdaten: Die Schauspielerin Rita Hayworth wäre ebenso hundert Jahre alt geworden wie der deutsche Politiker Helmut Schmidt oder Nelson Mandela, Südafrikas grosser Staatsmann. Vor exakt fünfzig Jahren starb Karl Barth, der bedeutendste Schweizer Theologe neben Zwingli, Calvin, der eigentlich Franzose war, und Hans Küng. Gegenwart als hoffentlich lehrreiche Vergegenwärtigung von Vergangenen. Darauf freuen wir uns.



2. Schnellste Armee Europas — Dank dem Konzept Weiterentwicklung der Armee (WEA) soll ab 2018 die Bereitschaft unserer Armee wieder erhöht, die Ausbildung und Ausrüstung verbessert werden. Ziel ist die Mobilisierung von 8000 Mann innert drei Tagen und 35 000 Mann innert zehn Tagen. Immerhin.

3. Schweiz – Brasilien — Am 17. Juni spielt die Schweiz an der Fussball-WM (14.6. bis 15.7.) im südrussischen Rostow gegen Brasilien und kann endlich zeigen, dass sie nicht nur gegen Grossmächte wie Andorra, Färöer, Lettland und Nordirland auf Ballhöhe ist.

4. Mars — Auf dem Mond waren die Amerikaner die Ersten, auf dem Mars würde US-Präsident Donald Trump gerne ebenfalls triumphieren. Bevor sich aber Menschen zum roten Planeten aufmachen, will die Nasa einen weiteren Messroboter schicken: Am 5. Mai wird, wenn alles klappt, die Mission «InSight» starten, die Landung ist für den 26. November geplant. Die Instrumente sollen in tiefere Schichten vordringen, den Wärmefluss, die Tektonik und seismische Aktivitäten untersuchen. Das passiert in weiter Ferne, Ende Juli sind sich Erde und Mars allerdings besonders nahe, wenn nur 57,6 Millionen Kilometer zwischen den beiden Felsplaneten liegen.

5. Elena Ferrante — Das grassierende Elena-Ferrante-Fieber biegt ins Finale des spannenden Zeitpanoramas ein. Welcher süchtige Leser der neapolitanischen Familiensaga möchte nicht wissen, welche desillusionierende, aber die Freundschaft stärkende Folgen die endgültige Rückkehr Elenas nach Neapel und zu ihrer Freundin Lila hat? «Die Geschichte des verlorenen Kindes» erscheint Anfang Februar bei Suhrkamp. Schmöker mit Einlullungseffekt.

6. «No Billag» — Endlich wieder einmal eine eidgenössische Abstimmung, bei der alle drauskommen. Die Urheber haben jene Service-public-Diskussion entfacht, die SRG und Politiker unbedingt vermeiden wollten. Auch

nach dem zu erwartenden Nein am 4. März herrscht weiterhin Freude: Dann kommt die Billag-Halbierungs-Initiative.

7. Superhelden — Das Genre schreckt bekanntlich vor nichts zurück, und ein Ende ist auch nicht in Sicht. Es gibt darunter aber immer wieder Kreationen, die so irre sind, dass man sich auf ihr Erscheinen wieder freuen kann. Zu diesen Aberwitzigen gehört mit Abstand Aquaman, wenn er sich mit seinem Poseidon-Dreizack durch die Fluten pflügt. Tricktechnisch ist das natürlich wieder ein Schritt voran – hier vor allem in den nautischen Gefilden, wenn der Wassermann telepathisch mit den Fischen quatscht. Kinostart: 4.10.

Urs Rohner, Verwaltungsratspräsident Credit Suisse



Darauf können wir uns 2018 freuen: auf die dringend notwendige Klärung unseres Verhältnisses zur EU. Ob Rahmenabkommen oder Freundschaftsvertrag: Die Schweizer Politik wird in den nächsten Monaten nicht mehr darum herumkommen, seit langem diskutiertes mit der Kommission in Brüssel endlich konkret und hart zu verhandeln. Das wird fast sicher konfliktreich und unangenehm, ist aber langfristig für unser Land in jedem Fall besser als der für die Schweizer Wirtschaft so unbefriedigende Schwebezustand der letzten Jahre. Und: hoffentlich auf grosse Siege unserer Fussballnationalmannschaft an der WM in Russland.



8. Midterm-Wahlen — Den 6. November muss man im Kalender fett markieren. Dann stehen Zwischenwahlen im US-Kongress an. Wie immer, wenn eine Partei den Präsidenten stellt und zugleich den Kongress dominiert, ist die andere politische Kraft am Zug. Diesmal sind es also die Demokraten, die traditionsgemäss auftrumpfen werden. Noch sind keine neuen Köpfe der Partei sichtbar, aber sie werden sich in den nächsten Monaten aus der Masse erheben.

9. «Darth Vader» vs. RINOs — Nicht minder spannend wird der Richtungskampf auf Seiten der Republikaner. Steve Bannon, Breitbart-Chef und Volkstribun, hat bei den republikanischen Vorwahlen ein Dutzend Sprengkandidaten am Start. Sie sind wild entschlossen, die RINOs (Republican In Name Only) aus dem Rennen zu kegeln. Wird der «Darth Vader» der US-Politik nach seiner jüngsten Schlappe in Alabama genug Kraft und Geld aufbringen, die populistische Revolte nach Washington zu tragen und das republikanische Establishment zu bodigen? Die nächsten Monate versprechen Drama pur.

10. Schuhe — Ein unvorteilhafter Trend bricht ab: Wie an Modeschauen zur Sommersaison zu sehen war, feiern High Heels ein Comeback und verdrängen die groben Sneakers und Turnschuhe. Wir finden: Feinen Frauenfüssen kann nichts Besseres passieren.

11. Olympische Winterspiele in Südkorea (9.2. bis 25.2.) — Eine olympische Premiere steht an: das Mixed-Doppel im Curling. Im Zuge der «me too»-Debatte hat das Internationale Olympische Komitee die Gleichberechtigung zur obersten Pflicht erklärt. Die Schweiz darf sich freuen: Bei olympischen Premieren leisteten die Töchter und Söhne Wilhelm Tells bisher besonders viel und gewannen oft.

12. Steuersenkungen — Sie haben politischen Seltenheitswert. Umso erfreulicher, dass das Jahr 2018 mit einer Reduktion der Mehrwertsteuer von 8 auf 7,7 Prozent beginnt. Eine weitere Entlastung folgt am 4. März, sofern der Souverän der «No Billag»-Initiative zustimmt.

Fabian Unteregger, Comedian



Wow! Ein animiertes GIF als Bundesratsfoto; ein Quantensprung. Ich freue mich auf 2018. Die Digitalisierung ist im Bundeshaus angekommen. Wir sind gerüstet für die Zukunft. Die Pointe des Bildes: Nur der Hintergrund bewegt sich, die acht Protagonisten/-innen stehen still. Ein Schelm, wer Böses denkt. Ich freue mich auf einen National- und Ständerat, der neu dezentral gesichert auf der Blockchain tagt. Ich freue mich auf einen Bundespräsidenten, der dank Dentagard-Lächeln zum Influencer für Helvetia wird.

13. Qoobo — Der therapeutische Roboter in Form eines Fellkissens mit sensorisch gesteuertem Schwanz und Schnurrfunktion soll ab dem Herbst 2018 Heilung und Entspannung bringen, ohne dass seine Besitzer auf die Therapeutencouch wechseln müssen. Zum eigenen Sofa passend, gibt es die kopflose Katze darum in den beiden Trendfarben «Husky Gray» oder «French Brown».

14. Putin — Präsidentschaftswahl in Russland im März, und Putin wird natürlich im Amt bleiben. Das ist ein Grund zur Beruhigung und zur Freude: Moskau bleibt berechenbar und stabil. Anderswo nennt man lange Amtszeiten ja auch Kontinuität.

15. Aufschwung — Die jüngsten Indikatoren zum Wirtschaftswachstum zeigen praktisch alle nach oben. Unternehmen spüren steigende Auftragseingänge, sie wagen neue Investitionen, weil vor allem auch kleinere Firmen wieder auf bessere Margen kommen, die Arbeitslosenzahlen sinken übers Jahr hinweg.

16. EU I — Sie stammen aus der Steinzeit der Kreditkarten: Gebühren, die Händler fürs Bezahlen mit Plastik verlangen – ein Anachronismus in Zeiten des fast total bargeldlosen Zahlungsverkehrs. Dank der EU werden die Aufschläge abgeschafft.

17. Miss-Schweiz-Wahlen — Nur schwer haben wir das letzte Jahr ohne Miss-Schweiz-Wahl überstanden. Unter drei neuen Besitzern und dem Privatfernsehen 3+ als Medienpartner wird in Baden am 10. März endlich wieder eine helvetische Königin gekrönt. Unser Tipp an die Kandidatinnen: Seid einfach hübsch. Und verspricht nicht die Rettung der ganzen Welt.

18. Psychologie — Hoffnungsvolle Prognose: Brian Nosek, Initiator des grössten Replikationsprojekts für Psychologiestudien, kommt zum Schluss, dass nicht wie befürchtet bloss 35, sondern fünfzig von hundert Studien repliziert werden können.

19. The Rolling Stones — Der älteste Verlobte der Welt, Mick Jagger, liess auf Twitter am 2. Dezember kurz und knackig verlauten: «Back in the studio». Als brauchte es mehr, um die Vorfreude heisslaufen zu lassen. Für manche Semester sind die Rolling Stones so was wie Heimat!

20. Olympia-Debatte — Vor der kantonalen Abstimmung vom 10. Juni über die Winterspiele «Sion 2026» kommt's zur dringend notwendigen Olympia-Debatte. Vernünftige Finanzpolitiker des Bundes müssen den Wallisern vorrechnen, welche Kosten auf den Kanton zukommen. Wetten, dass das Feuer der Begeisterung dem Rechnen Platz macht?

21. Caminada — Andreas Caminada, der Schweizer Koch mit der international grössten Ausstrahlung, macht Anfang 2018 ein halbes Jahr Ferien mit der Familie. Danach können wir uns auf frische Ideen für sein Restaurant «Schauenstein» freuen.

22. Krebsforschung — Die amerikanische Arzneimittel-Zulassungsbehörde FDA gab

schon Ende August grünes Licht für eine Spezialbehandlung bei der akuten lymphatischen Leukämie, die Europäische Arzneimittelagentur EMA wird in diesem Jahr wohl nachziehen. Die sogenannte CAR-T-Zelltherapie, die Novartis unter dem Namen Kymriah vermarktet, kann bei zwei Arten von Blutkrebs helfen. Den Patienten entnimmt man dafür Immunzellen, die genetisch so verändert werden, dass ihr Körper nach einer Re-Infusion selbst die Krebszellen stoppt. Und das ist nur ein Anfang – für neue Krebstherapien.

23. Lamborghini — Im Gebiet der Kraftfahrzeuge gilt nach wie vor, den grössten Spass machen jene, die auf den ersten Blick völlig unnütz erscheinen. Zum Beispiel der neue Lamborghini Urus, ein SUV, das in 3,6 Sekunden Tempo 100 erreichen soll und bis 305 km/h schnell wird.

24. Up and away — Das Silicon-Valley-Start-up Moon Express will noch in diesem Jahr zahlende Unternehmer auf den Mond schiessen. Sie sollen sich nach verwendbaren Ressourcen umsehen. Tesla-Gründer Elon Musk gibt für seine geplante Mars-Expedition noch kein Datum bekannt. Schade. Wer wünscht sich nicht immer öfter weit weg?

25. Brexit — Egal, ob hart oder weich, mit Tränen oder ohne: Bis Oktober muss ein Brexit-Deal stehen – und Briten wie Europäer können aufatmen: Nach mehr als vier Jahrzehnten ist das lästige Thema der schwierigen Beziehung endlich vom Tisch.

26. Spielerfrauen — Fussballweltmeisterschaft heisst nicht nur Tore, Spiele und Spieler. Sondern auch *Wags* (*wives and girlfriends*). We-

nigstens so spannend wie das Finale: Welche Spielerfrau – manchmal ist die deutsche Sprache nicht zu schlagen – gewinnt den Pokal für die auffälligste Haarverlängerung, Handtasche oder den ausgefallensten Nagelschmuck? Schöne Bilder garantiert.

27. Hodler — Vor hundert Jahren starb ein Gigant der Schweizer Kunst: Ferdinand Hodler. Zum Jubiläum laufen bereits in Bonn und Wien grosse Ausstellungen. Die Schweiz zieht nach: Im Musée d'art in Pully werden Hodlers grossartige, in Pully gemalte Genferseebilder gezeigt (ab 15. März), die Musées d'art et d'histoire in Genf stellen Werke aus ihrer riesigen Hodler-Sammlung aus (ab 2. März), zum Teil kommen diese danach ins Kunstmuseum Bern (ab 14. September).

Die Börse wird auf freien Markt getrimmt, um die unbefristete Anerkennung der EU zu erhalten.

28. Privatisierung — Die Schweizer Börse wird auf freien Markt getrimmt, um die unbefristete Anerkennung der EU zu erhalten. Staatlich-private Zwittergesellschaften sollen von der Kursliste verschwinden, deshalb wird im Dezember die zu 51 Prozent dem Bund gehörende Swisscom privatisiert.

29. Sonne — Für Oktober 2018 hat sich die Europäische Weltraumorganisation ehrgeizige Ziele gesetzt. Zum einen soll sich die Raumsonde «Solar Orbiter» von Cape Canaveral aus in Richtung Sonne aufmachen und Sonnenflecken, Plasmaströme und das Magnetfeld erkunden. Zudem bietet eine Ariane-5-Rakete der Sonde «BepiColombo» in Französisch-Guayana Starthilfe, die im Dezember 2025 den kleinsten Planeten unseres Sonnensystem erreichen soll: Für die Vermessung des Merkurs sind Temperaturen von 350 Grad Celsius zu überstehen, Mai 2028 endet ihre Mission. Spätestens.

30. Kein Kommunismus — Am 5. Mai jährt sich zum 200. Mal die Geburt von Karl Marx (1818–1883). Dieses Jubiläum sollte man in Dankbarkeit begehen, denn als intellektuelle Theorie und politisches Rezept hat der Marxismus weltweit abgewirtschaftet, während die Marktwirtschaft sich durchgehend zur tragenden Lebensgrundlage entwickelte. Im April soll zudem der kubanische Präsident, Raúl Castro, abtreten.

31. Royal wedding — Am 19. Mai heiratet Prinz Harry die schöne US-Bürgerin Meghan Markle. Sie ist geschieden, Tochter einer Schwarzen und eines Weissen, Feministin, charmant und unverblümt. Londons Hotels sind für den Tag

Regula Rytz, Nationalrätin und Präsidentin der Grünen Schweiz



Die Klima-Chance! 2018 kann die Schweiz in Sachen Klimapolitik Geschichte schreiben. Und damit zum alten Pioniergeist zurückfinden, der unser Land einst prägte. So waren wir

1876 die erste Nation, die den Wald als lebenswichtige Naturressource schützte. Später hat die Schweiz im Alleingang den Katalysator eingeführt und den Güterverkehr auf die Schiene umgelenkt. Nun ist es Zeit für die nächsten Schritte: weg von fossiler Mobilität, von Ölheizungen, von immer höheren Abfallbergen. Dazu müssen wir nicht auf andere warten – sondern mutig vorangehen!

bereits restlos ausgebucht. Warum? Die Hochzeit sieht man im Fernsehen besser, und spannend wird es frühestens Monate später. Siehe Lady Di.

32. Martin Walser — Wir können uns freuen auf seine neuen Varianten des gespaltenen, mit sich im Widerstreit liegenden, aber unverdrossen liebessüchtigen Ichs, das der Grossmeister des Beziehungsdilemmas wie immer geistreich und mit prachtvoll selbstironischem Unterhaltungswert vorführen wird. «Gar alles oder Briefe an eine unbekannte Geliebte» erscheint im April bei Rowohlt. Ein funkelnendes Versprechen.

33. Kochen am Berg — Das 25. St.-Moritz-Gourmet-Festival, das Mitte Januar für zwei Wochen im Engadin abgehalten wird, bringt gleich drei hochinteressante kochende Frauen an den Berg: Tanja Grandits aus dem «Stucki» in Basel, Ana Rošaus Slowenien sowie die Frankoamerikanerin Dominique Crenn aus San Francisco.

34. Italien — Egal, was man politisch von ihm halten mag: Silvio Berlusconi ist ein geborener Entertainer. Auch deshalb ist es eine erfreuliche Nachricht, dass der Mann, der einst auf Kreuzfahrtschiffen sang und Italien mehr als zehn Jahre erstaunlich stabil regierte, noch mit 81 Jahren auf die Parlamentswahlen vom 4. März hin wieder in den Wahlkampf eingreift. Faszinierend – und sicher nicht langweilig.

35. Getty — 1973 wurde der 16-jährige John Paul Getty III., Enkel des Öl-Tycoons John Paul Getty, entführt. Die Kidnapper verlangten 17 Mio. Dollar Lösegeld. Es war die Zeit, in der die italienische Mafia mit dem Geschäftszweig Entführung gewaltigen Reibach mach-

Martin Vetterli, Präsident der ETH Lausanne



Als Präsident einer technischen Hochschule freut es mich, dass sich die Schweiz im Jahr 2018 weiterhin ernsthaft und konkret mit den Herausforderungen der Digitalisierung auseinandersetzen wird. Meines Erachtens ist es dabei aber wichtig, dass die Politik und die Wirtschaft dies in engem Dialog mit der Gesellschaft angehen werden. Bei der Digitalisierung geht es nämlich um weit mehr als um Technologie. Es geht um zentrale gesellschaftliche Abwägungen, wie zum Beispiel zwischen dem wirtschaftlichen Nutzen von Daten einerseits und dem Schutz der Privatsphäre andererseits.

Seneca über 2018

Der beste Neujahrsvorsatz ist, keinen zu fassen.

Von Rolf Dobelli

Neujahrsvorsätze sind katastrophal unergiebig. 70 bis 95 Prozent von uns (je nach Studie) haben sie schon nach wenigen Monaten gebrochen. Egal, ob es um Gewichtsabnahme, Muskelaufbau, Karriere, Beziehungen oder Geld geht. Der Stolz auf die in der ersten Januarwoche abgeschlossene Gym-Mitgliedschaft schmilzt im März mit dem ersten strahlenden Tag dahin wie der letzte Schnee, und man bleibt auf dem schlechten Gewissen hocken.

Wir sind chronisch miserabel darin, unser Leben zu planen. Eigentlich brauchten wir kein Neujahrsvorsatz, um das zu wissen – unser klägliches und tägliches Scheitern an To-do-Listen sollte als Hinweis reichen. An wie vielen Tagen im Jahr kommt es vor, dass Sie am Abend alle Punkte Ihrer morgendlichen Task-Liste restlos abgearbeitet haben? Eben. Warum soll es bei der Jahresbetrachtung anders sein? Die peinliche Wahrheit ist: Wir belügen uns täglich. Wir sind schlicht und einfach nicht so effizient, energiegeladener, geschickter oder konzentrierter, wie wir uns dies gern einreden. Wir überschätzen systematisch unsere Willenskraft. Der beste Neujahrsvorsatz ist daher, gar keinen zu fassen.

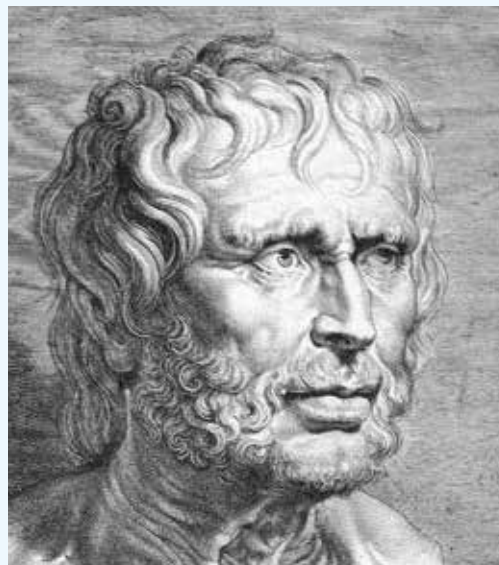
Sinnvolle Gedanken

Und doch stehen wir momentan in der KW 01 und blicken gebannt auf ein neues Jahr, das sich wie ein wolkenverhülltes Urgemäuer vor uns auftürmt. Von diesem Jahr wissen wir nur wenig mit absoluter Sicherheit – eigentlich nur die banale Tatsache, dass wir in der KW 52 unserem Todestag ein Jahr näher gerückt sein werden. Alles andere bleibt nebulös, kann so oder so verlaufen. Wird meine Familie von Krankheiten verschont bleiben? Wird der Karrieresprung gelingen? Wird die Börse nach acht goldenen Jahren einbrechen? Unmöglich zu sagen.

Was wären denn sinnvolle Gedanken über ein anbrechendes Jahr? Ich habe mir angewöhnt, bei grossen Fragen jeweils Rat bei den antiken Stoikern zu suchen. Die Stoiker waren die Grossmeister der praktischen Philosophie. Über die vergangenen Jahre habe ich mich in der stoischen Denkweise geübt und versucht, sie ein wenig zu verinnerlichen. Was würde der Vorzeigestoiker Seneca in dieser *Weltwoche*-Ausgabe über das neue Jahr schreiben? Vielleicht etwas in der folgenden Art (ich fabuliere):

Erstens: Es wird 2018 wenig geben, was Sie beeinflussen können, und vieles, was Sie nicht beeinflussen können. Trennen Sie scharf zwischen den beiden Bereichen. Entwicklungen, die Sie nicht beeinflussen können, müssen Sie akzeptieren. Es ist idiotisch, Emotionen an Dinge zu verschwenden, die ausserhalb Ihrer Kontrolle liegen. Weil die Welt 2018 zwangsläufig ein bisschen komplexer sein wird als 2017, tun Sie gut daran, sich noch etwas mehr stoische Akzeptanz anzutrainieren.

Zweitens: Denken Sie an den Worst Case. Konkret: Was ist das Schlimmste, das Ihnen 2018 passieren kann? Denken Sie es im Detail



Der Stoiker liegt richtig.

durch. Nehmen Sie sich eine halbe Stunde Zeit. Wenn der Worst Case eintritt, werden Sie darauf vorbereitet sein. Wenn nicht, umso besser. Worst-Case-Denken schafft Gemütsruhe.

Drittens: Das Leben ist keine einfache Angelegenheit, und daran wird sich auch 2018 nichts ändern. Betrachten Sie die unerfreulichen Dinge als Übungen. Trainieren Sie sich darin, möglichst rational auf Unglück zu reagieren. So hart und unsympathisch es klingt, ja, betrachten Sie die geschnittenen Bälle, die Ihnen das Schicksal zuspiziert, wie die eines Tennislehrers, der seine Schüler damit herausfordert – als Trainingseinheiten. Solche Übungen machen Sie gelassener im Hinblick auf noch grössere Schicksalsschläge – die irgendwann kommen werden.

Viertens: Trotz aller Unwägbarkeiten, Grund für Schwarzmalerei gibt es nicht. Sie

haben schon gewonnen. In der Schweiz leben sieben Millionen Menschen. Auf der Erde sieben Milliarden. Mit einer Wahrscheinlichkeit von gerade mal einem Promille leben Sie in der Schweiz. Genauso gut hätte es Sie nach Bangladesch, Nordkorea oder in den Jemen verschlagen können. Egal, was 2018 auf Sie zukommen wird, Sie dürfen sich bereits freuen, das grosse Los gezogen zu haben.

Fünftens: Die Welt wird sich nicht radikal verändern. Staatspräsidenten kommen und gehen. Abstimmungen werden gewonnen oder verloren. Unternehmungen wachsen, andere schrumpfen. Mit grösster Wahrscheinlichkeit wird auch dieses Jahr als *uneventful* in die Geschichte eingehen. Oder, um es mit dem amerikanischen Investor Howard Marks zu sagen: «Most of the time, the end of the world doesn't happen.»

Sechstens: Die Hypes des vergangenen Jahres (Initial Coin Offerings, Virtual Reality, Emojis, die Ihre Grimassen nachahmen) werden sich 2018 als das herausstellen, was sie sind – eben Hypes. Genauso wird es den unvermeidlichen Hypes des Jahres 2018 ergehen. Betrachten Sie jeden Hype als Signal für etwas Unwichtiges – als Erinnerung daran, dass die wirklich wichtigen Dinge sich langsam verschieben, über viele Jahrzehnte hinweg und weitgehend unsichtbar. Wie tektonische Platten. Legen Sie deshalb Ihren Fokus nicht auf die nächsten 52 Wochen. Legen Sie ihn auf die nächsten 520 Wochen.

Siebtens: Sie werden 2018 kein anderer Mensch werden. Gehen Sie davon aus, dass Sie in einem Jahr etwa gleich intelligent und liebenswert sein werden wie heute – mit ähnlichen Stärken, Schwächen und Vorlieben. Das ist gut so, denn bis jetzt sind Sie damit nicht schlecht gefahren. Immerhin können Sie es sich leisten, es sich in einem Sessel mit der *Weltwoche* bequem zu machen. Gratulation. Das ist nicht selbstverständlich.

PS: Wenn es Ihnen mit der Gym-Mitgliedschaft wirklich ernst ist, dann schliessen Sie das Abo nicht in dieser kalten, trostlosen ersten Kalenderwoche ab. Tun Sie es an einem sonnigen Frühlingstag, wenn ringsherum die Krokusse spriessen, die Bäume leuchtgrün austreiben und man zum ersten Mal ohne Jacke nach draussen gehen kann.



Rolf Dobelli: Die Kunst des guten Lebens. 52 überraschende Wege zum Glück. Piper. 384 S., Fr. 29.90

te. Der alte Getty wollte nicht zahlen. Ein Ohr des Enkels, das ihm darauf geschickt wurde, konnte ihn auch nicht erweichen. Was für eine herrliche Voraussetzung für das Porträt eines geldgierigen wie skrupellosen Unholds! Ridley Scott hat «All the Money in the World» verfilmt – mit Kevin Spacey! Nach den Sex-Enttrollungen wurde dieser wieder aus dem Film geschmissen und durch Christopher Plummer ersetzt. Die Pointe: Plummer war die erste Wahl gewesen. Kinostart: 14.2.

36. Start-up-Kultur — Die längste Zeit galt es als erstrebenswert, ein Restaurant, eine Bar, einen Laden et cetera möglichst lange am selben Ort zu betreiben. Wie anstrengend. Dann wurde der Begriff «Pop-up» erfunden, was besser tönt als «Provisorium». Und dazu führte, dass an miettechnisch fast unbezahlbaren Lagen – in Zürichs Seefeld oder der Gegend um den Paradeplatz – Bars für vier Wochen aufgehen (bis ein Anwaltsbüro oder so einzieht). Eine Bereicherung für jede Stadt.

37. Zurück zu den Anfängen — Vermutlich Mitte Jahr soll das Grosse Ägyptische Museum in Giseh, geplant als umfangreichste archäologische Sammlung der Welt, zumindest teilweise eröffnet werden. Als Hauptattraktion ist die erste Ausstellung der vollständigen Grabbeigaben von König Tutanchamun vorgesehen. Die Pyramiden und die Sphinx liegen fast nebenan. In jedem Fall eine Festreise.

Die Pyramiden und die Sphinx liegen fast nebenan. In jedem Fall eine Festreise.

38. EU II — Im Juni übernimmt ein dynamischer, jugendlicher Strahlemann den Vorsitz in der EU. Nein, nicht Emmanuel Macron, sondern der Österreicher Sebastian Kurz. Endlich frischer Wind in der Union, der aus der rechten, richtigen Ecke bläst.

39. Mozart — David Marton ist der aufregende Unruhestifter unter den jungen Regiestars der Oper. Man freut sich diebisch auf seinen (und Mozarts!) «Don Giovanni», der am 25.06.18 in der Opéra de Lyon Premiere feiert. Ein Fest für alle, die den Operschlaf fürchten.

40. Gentherapie — Weder ist der Patentstreit beigelegt, noch sind alle Bedenken ausgeräumt, trotzdem stehen bald klinische Studien auf Basis der Crispr-Cas9-Methode an: Das menschliche Erbgut soll editiert werden. Die von Mitentdeckerin Emmanuelle Charpentier gegründete Firma Crispr Therapeutics will nun einen ersten Versuch in Europa wagen und erbliche Blutarmut, Beta-Thalassämie, behandeln. Die Sichelzellanämie steht als nächstes auf dem Plan.

Sandro Brotz, «Rundschau»-Moderator



Nach der Sendung ist vor der Sendung. Und so freue ich mich darauf, mit der «Rundschau» – nach der Jubiläumsausgabe im Januar – in die nächsten 50 Jahre zu starten. Auch wenn der geneigte *Weltwoche*-Leser nun aufstöhnen mag, dass dieser freche Brotz doch eine linke Socke (vermeintlich) und die SRG ein zwangsfinanzierter Koloss sei. Aber anecken gehört nunmal auch zum Programm. Schon beim Start 1968 mokierte sich die NZZ über Erich Gysling und das «flimmernde Boulevardblatt» namens «Rundschau». Kurzum: Ich freue mich darauf, auch 2018 unbequem zu bleiben – weil es genügend Dunkelkammern gibt, um hineinzuweichen. Vorzugsweise auch in jene, die der *Weltwoche* verborgen bleiben.

41. Thriller — Richtig gute Spionagefilme gibt es kaum noch, leider. Auch die suchen nur wilde Action. Nun kann man sich wieder auf einen solchen richtigen freuen: «Red Sparrow» mit Jennifer Lawrence als russische Ballerina, die in ein Geheimdienstprogramm schlittert und auf den CIA-Agenten Nash (Joel Edgerton) angesetzt wird. Wenn der Film so wird wie die Romanvorlage von Jason Matthews, dann hat sich das Warten gelohnt. Kinostart: 1.3.

42. Merkel-Dämmerung — Vielleicht gibt es eine neue grosse Koalition, vielleicht Neuwahlen – was in Deutschland politisch passieren wird, weiss keiner. Die wachsende Zahl der Merkel-Kritiker kann sich freilich jetzt schon freuen: Seit der Wahl im letzten September ist die Macht der Dauerkanzlerin gebrochen.

43. «Retter der Welt» — Dem Louvre fehlte das Geld für den «Salvator mundi», den Leonardo da Vinci für den französischen König gemalt hatte. Ein Saudi kaufte den «Retter der Welt» für 450 Millionen Dollar. Er kommt in die Filiale in der Wüste, nach Abu Dhabi, und erst 2019 als Leihgabe nach Hause. Aber die Franzosen haben ja inzwischen Macron.

44. Rückkehr des Zinses — Ökonomen rechnen mit bis zu drei Zinserhöhungen in den USA. Mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit schraubt auch die EZB ein wenig am Zinsrad. Dies wäre nach der Nullzins-Zeit ein kleiner Schritt in Richtung einer geldpolitischen Normalisierung, auch in der Schweiz.

45. Valencia — Findet jemand eine Antwort auf die 100 000-Euro-Frage: «Welches ist die neue Top-Sommerferiendestination?» Kenner reden von Valencia mit der hübsch erneuerten Hafenanlage. Dort ist viel los – lange Nächte, kleine Preise –, ein bisschen wie Spanien vor der Erfindung von Kreuzfahrten und ihren schwierigen Passagieren.

46. Landesstreik im Landesmuseum — Die meisten Ausstellungen im Landesmuseum (heute leider wegen internationalen Gepflogenheiten «Nationalmuseum» genannt) der letzten Jahre waren einen Besuch wert. Dies gilt hoffentlich auch für die Jubiläumsausstellung im November zum Thema 100 Jahre Landesstreik – der immerhin noch nicht «Nationalstreik» genannt wird.

47. Neue Einfachheit in der Küche — Nach dem Hype um Grünkohl, Chia-Samen, Avocados und hochkünstliche Sojamilch gibt es eine gewisse Hoffnung auf eine neue, bodenständige Einfachheit in der Küche: Gemüse, Fleisch, Fisch von einheimischen Produzenten, raffiniert zubereitet, sind die kulinarischen Bestseller.

48. Wilhelm Genazino — Der auf das komplizierte Geschäft von Liebe und Ehe spezialisierte Schriftsteller will jetzt mal «philosophisch» über den Zusammenhang zwischen den «verflossenen» und den gerade «aktuellen» Ehefrauen nachdenken. Sein neuer Roman «Kein Geld, keine Uhr, keine Mütze» bietet Garantie für viel Gelächter, Witz und Entlarvungen. Er erscheint Ende Januar bei Hanser.

49. Broadway — Ende März kehrt Denzel Washington, zweifacher Oscar-Preisträger, mit dem Klassiker «The Iceman Cometh» von Eugene O'Neill an den Broadway zurück. Washington gehört zu den wenigen Hollywoodstars, die auf der Bühne noch besser sind als auf der Leinwand.

50. Menschheit — Seit Paläogenetiker uralten Knochen erstaunliche Details entlocken, ist unsere Ahnengeschichte plötzlich komplex. Da gehören Neandertaler zur Verwandtschaft, womöglich auch der Denisova-Mensch, und es finden sich recht archaische Spuren im Genom. Was das alles zu bedeuten hat und warum der Mensch vielleicht nur deshalb weltweit zu einem Erfolgsmodell mit etlichen Schwächen wurde, können neue Studien zeigen.

Mitarbeit: Jürg Altwegg, Rico Bandle, Benjamin Bögli, Rolf Degen, Urs Gehrig, Beat Gygi, Sonja Kastilan, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Roger Köppel, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Pia Reinacher, Thomas Renggli, Beatrice Schlag, David Schnapp, Florian Schwab, Mark van Huissing, Thomas Würdehoff.

Ihr Immobilientraum?



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8127 **Forch-Küsnacht**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 2'350'000.-, Bezug ab Winter 2017/18
www.ufdeforch.ch



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug ab Winter 2018/19
www.soonbylepa.ch



1 ½ Zi. und 4 ½ Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Miete ab 1'640.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



5 ½ Zi. Terrassen-Mietwohnungen
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis Miete 4'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.schwizerstrasse35.ch



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'952'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.lagovista.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH
8332 **Rumlikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung
8184 **Bachenbülach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'145'000.- inkl. PP, Bezug nach Vereinbarung
www.ridere-bachenbuelach.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen
8135 **Langnau a. Albis**, M. Knecht Tel. 044 804 34 34
Preis ab 1'750'000.-, Bezug ab Sommer 2018
www.bellesterrasses.ch



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8953 **Dietikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
8127 **Forch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 1'269'600.-, Bezug auf Anfrage
www.amena-forch.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8143 **Stallikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis ab 930'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.zuerikon.ch



7 ½ Zi. Atrium- und 5 ½ Zi. Reihen-EFH
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
Preis ab 1'275'000.-, Bezug ab Winter 2018/19
www.panoramaweg-kloten.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



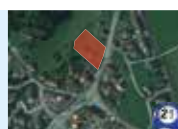
3 ½ und 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8102 **Oberengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.visterrano.ch



5 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8127 **Aesch-Maur**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



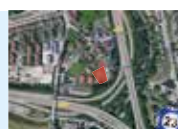
5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8476 **Unterstammheim**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'125'000.-, Bezug ab Sommer 2018
www.heerenweg.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis ab 1'580'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.schwizerberg.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8453 **Alten b. Andelfingen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 923'000.- inkl 2 PP, Bezug ab Sommer 2018
www.vecciaca.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



5 ½ u. 6 ½ Zi. Terrassenhäuser
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.mira-birchwil.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch

Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienträume verwirklicht werden können?

Melden Sie sich bei unserem Chef ulrich.koller@lerchpartner.ch oder Tel. 052 235 80 00.

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.

MINERGIE[®]
Member

You Tube

Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

**Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:**



SVIT Immobilien-Messe in Zürich
16. - 18. März 2018, Lake Side Zürich



Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
6. - 9. Sept. 2018, Messe Zürich, Halle 6

Stand Dezember 2017

Doris, Globi und Papa Moll

Von Christoph Mörgeli

Das Fazit von Doris Leuthard über das Wirken von Bundesrätinnen lautet so: «Natürlich erlebe ich Frauen in Führungspositionen generell als sehr gut vorbereitet. Frauen wissen einfach: <Wenn ich mich durchsetzen will, muss ich die Argumente sehr gut kennen.>» Dieses selbstbewusste bis selbstgefällige Selbstlob galt vor allem ihr selber. Was die Dossierkenntnis betrifft – so die Botschaft an die Nation –, ist Doris Leuthard unschlagbar.

Wir erinnern uns an die «Arena»-Sendung vor ihrem Debakel der Vignettenpreiserhöhung. Theatralisch beschwor Bundesrätin Leuthard die 1,2 Millionen jährlichen Lastwagen auf der Nord-Süd-Achse. «Lastwagen haben LSVA», gab ihr Nationalrat Walter Wobmann zu bedenken. Und die gleichfalls erstaunte Gesprächsleiterin glaubte nicht recht zu hören und fragte nach: «Aber Lastwagen haben keine Vignette, oder?» Da wurde sie von Bundesrätin Leuthard aber böse abgeputzt: «Selbstverständlich, alle Fahrzeuge müssen eine Vignette haben.» Selten hat sich ein Mitglied der Landesregierung bezüglich Dossierkenntnis dermassen peinlich entblösst. Aber Leuthard lächelte auch diese Blamage professionell weg. Genau wie sie kürzlich auf Plakatwänden und in Zeitungen flächendeckend für Rot-Kreuz-Spendenaufufe gelächelt hat. Unsere Staatsmedien fassen die Staatsmedienministerin mit der Zuckerzange an. «Dossierfest», «charismatisch», «Doris Superstar» – himmelte Roger Schawinski im Fernsehen SRF.

In Wahrheit ist Bundesrätin Leuthard bei der geräteunabhängigen Zwangsmediensteuer um wenige Stimmen am Desaster vorbeigeschrammt. Bei ihrem verworrenen Kampf gegen «No Billag» droht ihr neues Ungemach. Die Vignettenerhöhung hat sie fulminant an die Wand gefahren. Ihr Energieausstieg verbaut uns die Zukunft. Da können die Bundesräte Maurer und Schneider-Ammann noch so von einem helvetischen Kryptowährungs-Silicon-Valley träumen. Nichts ist energieintensiver als die Blockchain-Technologie. Seit Leuthard politisiert, ist ihre CVP von 18 auf 11,6 Prozent eingebrochen. Seit die Aargauerin im Bundesrat sitzt, hat ihre Kantonalpartei zwei von drei Nationalratsmandaten verloren. Wer vor allem das eigene Image pflegt und Everybody's Darling sein will, schadet seinem politischen Lager. Beliebtheit ist eben kein guter Masstab für die Wahl von Politikern. Sonst sässen Globi und Papa Moll längst im Bundesrat.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Glückliches Land

Von Peter Bodenmann — Ohne Atomkraftwerke, Autos und böse EU-Junker.



Stattdessen Windräder, Velowege, Bahntunnels und Ungetier.

Nehmen wir es vorweg: das beste Bundesratsfoto aller Zeiten. Weil nichts stimmt.

Es gibt keine sich drehenden Windräder in unseren Alpen. Und keine defekten Atomkraftwerke und Autos im Bundesrats-Comic. Stattdessen hebt das Bundeshaus seine Kuppel zum Gruss.

Rechts im Bild Giftzwerg Walter Thurnherr, der fähigste Bundeskanzler seit langem. Er liess die Bundesverwaltung einen Atomunfall durchspielen. Alle und alles versagte kläglich. Die Hand im Hosensack signalisiert: Macht nichts. War ja nur eine Übung.

Ignazio Cassis hält mit einer Hand seine andere. Sicher ist sicher. Denn er weiss noch nicht, welchen Reset-Knopf er drücken soll: EU-Beitritt. EWR. Bilaterale 2.o. Modell Ukraine. Oder Alleingang.

Wird der Italo-Tessiner wenigstens in der Drogenpolitik dem Cassis-de-Cannabis-Prinzip zum Durchbruch verhelfen? Vielleicht.

Vor drei Jahren schoss Thomas Jordan den erfolgreichen Mindestkurs ab. Die Folge: Drei Jahre real sinkendes BIP pro Kopf. Mit Fabrikschliessungen und Entlassungen. Jetzt jagen die Spekulanten Bitcoins statt Franken. Der erstarkende Euro lässt die Schweizer Wirtschaft wieder brummen. Schneider-Ammann optisch in Kampfposition. In der Realität hat er nichts bewegt.

Bundespräsidentin Doris Leuthard hatte Pech. Sie liess sich – wie weiland Simonetta Sommaruga – von Jean-Claude Juncker öffentlich abschlecken. Bevor dessen fähige

Beamten der Schweizer Börse ein Ei ins Nest legten. Der Kampf gegen die «No Billag»-Initiative kommt nicht in die Gänge. Der Abschied naht: Aus dem einstigen Spielbein wird das Fluchtbein.

Alain Berset, locker vom Hocker. Seine grosse Altersreform ging in die Hose. Weil der *K-Tipp* eine offene Rechnung mit den Gewerkschaften zu begleichen hatte. Vielleicht löst das absehbar starke Wirtschaftswachstum für den Teflon-Mann im Bundesrat die Probleme. Wie einst bei Ruth Dreifuss.

Seine Partei möchte Ueli Maurer weg haben. Das löst bei diesem – wie bei allen Bundesräten vor ihm – das Gegenteil aus. An Rücktritt denkt er nicht. Und verschränkt zur Abwehr die Hände schützend vor der Brust. Breitbeinig kämpft er für die Abschaffung des Steuerhinterziehergeheimnisses. Für Bundesräte und ihre Parteien gilt: Mitgegangen, mitgefangen.

Simonetta Sommaruga wollte die Masseneinwanderungsinitiative wortgetreu umsetzen. Der Fluri aus Solothurn setzte sich mit seinem Placebo-Gesetz durch. Die Aufhebung des Mindestkurses halbierte die Nettozuwanderung. 65 000 Wohnungen stehen leer. Der Überstrukturierten fehlt der sinnpendende Leidensdruck.

Parmelin hat nichts im Griff. Das tut seiner guten Laune keinen Abbruch. Denn schuld sind immer die andern. Nie der Chef. *Sünneli*-Parmelin glaubt, wie das Foto beweist, alles mit links machen zu können.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Treue Freunde

Von Kurt W. Zimmermann — In der Not braucht man einen treuen Freund. Die SRG hat ihn gefunden. Er heisst Ringier.

Mit Boulevard, so dachte man bisher, hat der Schriftsteller Lukas Bärfuss nicht allzu viel am Hut.

Wie man sich täuschen kann.

Im letzten *Sonntagsblick* bestritt Bärfuss auf vollen vier Seiten den Blatteinstieg. Er wütete gegen die «No Billag»-Initiative, die er als staatszerstörendes Sekret eines zersetzenden Libertarismus schmähete. Der Titel der Bärfuss-Brandrede war dramatisch gestemmt: «No Billag bedeutet Anarchie».

Mit dem Pamphlet erreichte der drollige Abstimmungskampf um die «No Billag»-Initiative einen neuen Höhepunkt an Hysterie. Drollig ist die Diskussion darum, weil noch nie zuvor eine so lauwarne Abstimmungsfrage zu einer so siedenden Debatte eskalierte. Es geht, mindestens, um Anarchie oder Freiheit, es geht, mindestens, um Fortbestand oder Ende der Eidgenossenschaft.

Die Schweizer, so wunderte sich eben auch die *Frankfurter Allgemeine*, führten rund um «No Billag» einen «Kampf um alles oder nichts».

Faktisch geht es um die eher fade Frage, ob das geltende Zwangsabo für den Pay-TV-Sender SRG künftig durch ein freiwilliges Abo für den Pay-TV-Sender SRG zu ersetzen sei.

Gefühlt hingegen geht es um die Frage, welches Staatsverständnis dieses Land hat. Will man einen Freiheitsstaat, der in der Frage der Meinungsvielfalt der Privatwirtschaft vertraut, oder will man einen Zentralstaat, der die Medienordnung bis in die Details reguliert?

Es ist dies eine staatspolitische Frage, aber sie ist natürlich nicht frei von ökonomischen Interessen. In kapitalistischen Strukturen vermengen sich immer die Kriterien von Politik und Profit. Der Staat ist schliesslich der grösste Auftraggeber des Wirtschaftsraums.

Vor diesem Hintergrund ist auch der Text von Lukas Bärfuss im *Sonntagsblick* einzuordnen. Bei Ringier sind, wie bei anderen Verlagen auch, bei «No Billag» handfeste finanzielle Risiken im Spiel. Ringier verdient viel Geld dank der SRG. Gemeinsam mit ihr und der Swisscom betreibt man die Vermarktungsfirma Admeira. Sie war bisher der grösste und der einzige Werbeanbieter des Landes, der sowohl den Presse- wie den TV-Markt grossräumig abdeckte.

Ringier kaufte darum Bärfuss ein. Denn Ringier publiziert alles, was der SRG hilft und was gegen «No Billag» gerichtet ist. Denn «No Billag» würde den Geschäftspartner SRG treffen. Getroffen würde damit auch das eigene Geschäft.



Hysteriehöhepunkte: Ringier-CEO Walder.

Allein in den letzten zwei Monaten publizierte darum die Blick-Gruppe die unfassliche Zahl von 388 Artikeln zum Thema «No Billag». Das ist Kampagnen- und Konzernjournalismus vom Feinsten.

Mit Hysteriehöhepunkten wie dem Bärfuss-Text legte die Blick-Gruppe zuletzt noch einen Zacken an SRG-Heiligsprechung zu. Denn unversehens geriet Ringiers Werbeallianz mit der SRG unter gewaltigen Druck.

Ringiers grösster Gegenspieler Tamedia kaufte eben den TV-Vermarkter Goldbach Media. Tamedia vermarktet dadurch künftig die Werbung der SRG-Konkurrenz, wie RTL, Pro Sieben und Sat 1. Tamedia bietet damit nun ebenfalls die ganze Palette von Presse- bis TV-Werbung an, und dies mit einer Umsatzpower von rund 600 Millionen Franken. Das Duo Ringier/SRG, bisher die dominante Kraft im Multimedia-Werbemarkt, wurde dadurch zur Nummer zwei.

Ringier kämpft darum wie verrückt für seinen künftigen Profit. Das ist legitim. Der Profit ist stark gefährdet, wenn die «No Billag»-Initiative angenommen wird. Ringier unterstützt die SRG darum nicht wegen der SRG, sondern wegen Ringier.

Dass ein naiver Schriftsteller so was nicht durchschaut, kann man ihm nicht übelnehmen. Schriftsteller schreiben, sie rechnen nicht.

Noch gründlicher

Von Henryk M. Broder — Die Lehre vom moralischen Komparativ.

Man kann in diesen Tagen viel in und über Deutschland lernen, zum Beispiel über den Umgang mit dem Komparativ. Der bayerische Innenminister Joachim Herrmann, zuständig für innere Sicherheit im Freistaat, hat in einem Interview «einen härteren Umgang mit minderjährigen straffälligen Flüchtlingen» gefordert. Er sagte: «Für mich ist klar, dass kriminelle jugendliche Flüchtlinge häufiger und konsequenter abgeschoben werden müssen.» Nach allen Regeln der Logik kann man diese Aussage nur so verstehen, dass bis jetzt mit minderjährigen straffälligen Flüchtlingen «hart» umgegangen wurde, dass sie «häufig und konsequent» abgeschoben wurden und dass dies in Zukunft noch häufiger und konsequenter geschehen müsse, um «mehr Sicherheit für die in Deutschland lebende Bevölkerung» zu erreichen.

Herrmann sollte wissen, dass er Unsinn redet, dass sein Gebrauch des Komparativs – härter, häufiger, konsequenter – Augenwischerei ist. Derzeit leben mehr als 50 000 sogenannte UMF – unbegleitete minderjährige Flüchtlinge – in Deutschland. Sie werden aufwendig betreut und versorgt. Jeder UMF kostet den Steuerzahler etwa 5000 Euro pro Monat. Um die UMF hat sich eine Helferindustrie etabliert, die generös von staatlichen Stellen alimentiert wird. Vereine, die Integrationsarbeit betreiben, ebenso wie einzelne Personen, die sich ihre Hilfsbereitschaft ordentlich entgelten lassen. Benimmt sich ein UMF daneben, wird er straf- oder sonst auffällig, droht ihm höchstens die Verlegung aus einer betreuten Wohngemeinschaft in eine andere, sonst nichts. Bis jetzt ist kein einziger unbegleiteter Minderjähriger in sein Herkunftsland abgeschoben worden. Das wäre, so die Behörden, für den Betroffenen eine unzumutbare Härte.

Auch der – nach seinen eigenen Angaben – fünfzehnjährige Afghane, der seine fünfzehnjährige deutsche Exfreundin bei einem zufälligen Treffen in einem Drogeriemarkt der pfälzischen Gemeinde Kandel erstochen hat, muss keine Abschiebung befürchten. Nicht einmal dann, wenn er von einer Jugendstrafkammer verurteilt wird. Dann wird man weiter daran arbeiten, ihn zu resozialisieren und zu integrieren, noch konsequenter, noch gründlicher und noch erfolgreicher, als das bis dato der Fall war. Ganz im Sinne des deutschen moralischen Komparativs.



Bürgerschreck und Bürgerkrieger

Der Anführer des Landesstreiks von 1918, Robert Grimm, war ein mitreissender und charismatischer Politiker. Ohne den Zürcher Oberländer und Wahlberner hätte es wohl keine Sowjetunion gegeben. Porträt eines fähigen Mannes, der für das Falsche kämpfte. *Von Christoph Blocher*

Meine Eltern haben ihren Lebensabend in Wald im Zürcher Oberland verbracht. Hinter dem Haus ging's hinunter zum Sagenrain am Schmittenbach, wo stillgelegte Textilfabriken und Wohnhäuser stehen. An einem ist eine Gedenktafel angebracht, die an Robert Grimm (1881–1958) erinnert. Ein Mann suchte interessenthalber diesen Ort auf und fragte nach dem Haus. Eine Frau habe ihm dann den Weg gewiesen und über Grimm abschätzig zugefügt: «Joo, en Sässelchläber isch das gsii. Wänns um mich gieng, hets für dä kei Tafle bruucht.»

Robert Grimm war eine geborene Führernatur. Er sass 44 Jahre für die Sozialdemokraten im Nationalrat, war Berner Stadtrat sowie Regierungsrat und endete als Verwaltungsfachmann. Doch deswegen braucht er wirklich keine Gedenktafel. Grimm wurde bekannt, weil er charismatisch und beharrlich Ziele verfolgte – leider sehr verwerfliche. Hätte er 1918 im Generalstreik gesiegt, wäre unsere freiheitliche Demokratie gestürzt und die Diktatur des Proletariats eingeführt worden.

Braver Verwaltungsmann

Dass Robert Grimm trotz seiner früheren kommunistischen und revolutionären Tätigkeit später als relativ tüchtiger, relativ braver Verwaltungsfachmann die Bau- und Eisenbahndirektion geführt hat und schliesslich Direktor der Bern-Lötschberg-Simplon-Bahn wurde, ist nicht näher zu würdigen. Aber Grimm war vor hundert Jahren eine international bekannte, wirkungsvolle Persönlichkeit, die sich 1917 tief in die bolschewistische Revolution in Russland verstrickte und diese 1918 auf die Schweiz übertragen wollte.

Heuer jährt sich der Landesgeneralstreik vom 11. bis 14. November 1918 zum hundertsten Mal. Er wird von der SP, den Gewerkschaften und wohl auch von der offiziellen Schweiz lautstark und gross gefeiert werden. Genau von denselben Kreisen also, die jene historischen Jubiläen der letzten Jahre nie feiern wollten, die uns an die Wurzeln einer freiheitlichen, demokratischen und wohlhabenden Schweiz erinnern. Dabei handelte es sich beim Landesstreik um die grösste Krise unseres Bundesstaats. Schon jetzt ist abzusehen, dass die Ereignisse um den Generalstreik als harmlose, demokratische Demonstration für soziale Verbesserungen dargestellt werden, welche durch die Sicherheitskräfte von Polizei und Armee brutal niedergeschlagen worden seien.

Um die komplexe Person von Robert Grimm vorzustellen, müssen wir in die turbulente Zeit vor und während des Ersten Weltkriegs zurückschauen. Der spätere Revolutionär ist 1881 im Industriedorf Wald im Zürcher Oberland geboren, wo damals sechzehn Textilunternehmen Tausenden von Männern, Frauen und grösseren Kindern Arbeit und Verdienst boten. Man nannte Wald sogar das «Manchester der Schweiz». Grimms Vater war Maschinenschlosser, die Mutter Weberin im Textilunternehmen von Jakob Oberholzer. Die religiös-freikirchliche Fabrikantenfamilie baute neben der Fabrik eine Kirche, gründete eine Betriebskrankenkasse und förderte Kinderhorte und den Bau von Arbeiterwohnungen. Die Eltern Grimm lebten mit drei Kindern sparsam und hart arbeitend in einer Fabrikwohnung. Kurz: Es war eine ganz normale Jugend im damaligen Zürcher Oberländer Textilarbeitermilieu.

Der intelligente, etwas rebellische Robert Grimm absolvierte nach der Sekundarschule eine Buchdruckerlehre und wurde Maschinenmeister. Die Typografen bildeten damals gewissermassen die Elite der Arbeiterschaft. Der junge Grimm las intensiv sozialistische Litera-

«Schon rötet die nahe Revolution den Himmel über Zentraleuropa.»

tur und bildete sich auf eigene Faust weiter. Mit achtzehn Jahren trat er der Sozialdemokratischen Partei bei und ging auf jahrelange Wanderschaft durch Frankreich, Deutschland, Österreich und Italien. Grimm war dann kurz in Fabrikbetrieben in Pruntrut und Bern tätig. Er wurde aber an beiden Orten entlassen, weil er – statt zu arbeiten – gegen die Firmen agierte.

Im Jahre 1905 wurde der 24-Jährige Redaktor bei der *Berner Tagwacht*, die er später zum führenden SP-Organ der Schweiz machen sollte. Diese Zeitung wurde weit über den Kanton Bern hinaus beachtet, starb dann aber 1997 wegen Verlusten und Missmanagement.

Robert Grimm ackerte sich durch sämtliche Schriften von Karl Marx durch. (Ich versuchte dies in den sechziger Jahren auch, gab es aber rasch auf, denn es ist eine äusserst mühsame Lektüre.) Er liess sich tief durch diese kommunistischen Irrlehren und von politischen Emigranten aus Russland beeindruckt.

Nachdem er in Berlin wohl von Rosa Luxemburg über den politischen Massenstreik gehört

hatte, wurde er Sekretär des Basler Arbeiterbundes. Er stürzte sich in die dortigen Arbeitskämpfe und wurde wegen seines taktischen Geschicks und seines enormen Einsatzes bekannt und auch populär. Als Basler Grossrat hielt er – man kannte noch keine Redezeitbeschränkung – als Erstes eine dreistündige (!) Rede. Die konservativen, vornehmen Alt-Basler verliessen den Saal und sagten zueinander: «Dä Khaib schnooret no immer!»

Unruhige Zeiten

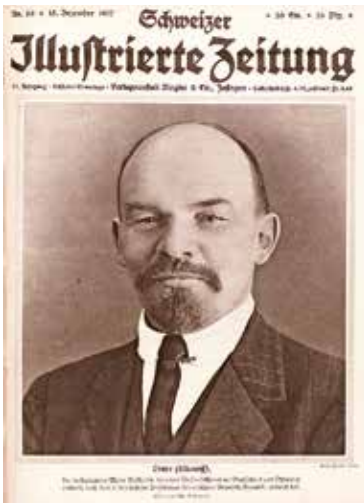
Robert Grimm heiratete in erster Ehe eine linksradikale Russin, die später – nach der sowjetischen Oktoberrevolution – schrieb: «Die Arbeiterklasse der neutralen Länder muss die russische Revolution zu ihrer Sache machen.» Als begabter, schlagfertiger und lautstarker Redner propagierte Robert Grimm den Massenstreik als wichtiges Instrument des Klassenkampfes. Entscheidend sei, dass die Regierung der Situation nicht Herr werde und ins Verderben stürze – Voraussetzung für den Erfolg seien auch der richtige Zeitpunkt, der geeignete Ort und eine gutorganisierte Streikleitung. Grimm war durchaus ein fähiger Stratege und Taktiker – leider für eine verwerfliche Sache. Das war ja in der Menschheitsgeschichte immer das Fatalste: wenn jemand das Falsche richtig machte!

Im Jahre 1909, im dreissigsten Altersjahr, kehrte Robert Grimm zur *Berner Tagwacht* zurück. Mit seinem scharfen, polemischen Stil erregte er sofort landesweite Aufmerksamkeit. Dabei idealisierte er die Arbeiterschaft und verteufelte alle anderen als missliche «Kapitalisten». Zimmerlich war er in seinen Mitteln nie: So beschuldigte er etwa den Zürcher Bundesrat Forrer, er habe sich in Deutschland bei der Aushandlung des Gotthard-Vertrags bestechen lassen. Das Gerichtsverfahren stellte fest, dass die Geschichte frei erfunden war, und er musste eine saftige Busse bezahlen.

Im Kanton Bern erfreute sich der Zürcher Oberländer als «Grimm Röbu» rasch grosser Bekanntheit. Die Zeiten waren schwierig, darum war er bei der Arbeiterschaft beliebt, auch wenn er als ausgesprochen autoritär und rechthaberisch galt. Grimm sass mittlerweile im Berner Stadt- und Kantonsparlament, trat aber auch immer häufiger im Kanton Zürich auf. 1911 wurde Robert Grimm Zürcher, 1920 Berner Nationalrat. Schon 1912 – also noch vor dem Ersten Weltkrieg und fünf Jahre vor der bolschewistischen Revolution in Russland –



«Ihnen gehört die Vergangenheit, uns die Zukunft»: Robert Grimm bei einer seiner Reden, um 1920.



Nähe zur Schweiz: Lenin, 1917.



Umstürzlerische Rhetorik: Journalist Grimm, 1917.



Im Geheimen: Arthur Hoffmann.

kam es in Zürich zu einem disziplinierten Generalstreik der Maurer und Schlosser, wobei Grimm vor über 15 000 Arbeitern sprach.

Die ersten Jahre des 20. Jahrhunderts waren unruhig. Man spürte, dass sich die feudalen Monarchien, speziell die russische Zarenherrschaft, aber auch das habsburgische und das deutsche Kaiserreich, überlebt hatten. Sie waren morsch, und die Unzufriedenheit war gross, nicht nur in der Arbeiterschaft. Nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 suchten und fanden zahlreiche politische Emigranten in der Schweiz Unterschlupf. Unter ihnen waren viele Sozialisten und Kommunisten. So auch Trotzki und Lenin, die dann – nach Russland zurückgereist – 1917 an der Spitze der russischen Oktoberrevolution standen und die spätere sowjetische Schreckensherrschaft zu verantworten hatten.

Zimmerwald und Kiental

Trotz zahlreichen, gerade auch sozialistischen Friedenskonferenzen kam es im August 1914 zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Ein fürchterlicher Weltenbrand mit etwa 17 Millionen Toten, von dem man eigentlich bis heute nicht recht erklären kann, warum genau er begonnen hat.

Anfänglich schlossen die Schweizer Parteien wegen der Mobilisierung der Armee eine Art Burgfrieden. Doch Robert Grimm hielt sich bald nicht mehr daran. Er polemisierte gegen Armee und Bürgertum, nahm gegen den Willen der SP-Führung die internationalen Beziehungen wieder auf und versammelte die sozialistischen Kriegsgegner aus zwölf Ländern – unter ihnen auch Trotzki und Lenin. So tagte man im September 1915, getarnt als ornithologischer Verein, im Hotel «Beau Séjour» im Bauerndorf Zimmerwald bei Bern. Dort wurde eine Resolution beschlossen, welche die Schuld am Krieg den kapitalistischen Parteien und den Kirchen anlastete. Grimms Schlussfolgerung war: «Aus der Tatsache unseres Zusammenkommens sowie aus unsern Beschlüssen ergibt sich, dass wir vor der Tat nicht

zurückschrecken und den Kampf führen wollen, wie er geführt werden muss.»

Beim folgenden SP-Parteitag unterstützte Grimm die Forderung nach einer «revolutionären Aktion der Arbeiterklasse» und erreichte eine Mehrheit. Im April 1916 lud er die internationalen Sozialisten nach Kiental, Gemeinde Reichenbach im Kandental. Im dortigen «Bären» wurde unter Grimms Leitung ein noch revolutionärereres Manifest erarbeitet. Dieses forderte «die Eroberung der politischen Macht und die Abschaffung des kapitalistischen Eigentums durch die arbeitenden Klassen». Der Einfluss von Lenin machte sich diesmal noch mehr als in Zimmerwald geltend. Hinterher müssen wir feststellen: Ohne

Leider war Grimm viel zu lange blind gegenüber dem, was Lenin verschuldet hatte.

Zimmerwald und Kiental hätte es wohl keine russische Revolution und keine siebzig Jahre UdSSR gegeben. Zimmerwald und Kiental sind übrigens ausgesprochene SVP-Dörfer und nicht besonders stolz auf die Weltberühmtheit bei den extremen Linken ...

Es war denn auch Robert Grimm, der entscheidend mithalf, Lenin in einem geschlossenen Bahnwagen über Deutschland nach Russland zu schmuggeln. Das im Krieg mit Russland stehende Deutschland war an der Einschleusung Lenins nach Russland interessiert, um im feindlichen Land durch Revolution und Unruhen eine Destabilisierung zu erwirken.

Mit Grimm und dem «Zimmerwalder Komitee» wurde ich unerwartet von russischer Seite konfrontiert. Als ich zu meiner Bundesratszeit aus Gründen der Terrorbekämpfung genötigt war, den russischen Justizminister und den russischen Generalbundesanwalt zu besuchen, beschuldigte Ersterer unser Land in grossem Zorn: Die Schweiz sei Verursacherin der Revolution in Russland und des Elends, das dann folgte. Denn

hätte unser Land Lenin kein Asyl gewährt und ihn nicht heimlich wieder heimgeschafft, wäre Russland diese dunkle Zeit mit Millionen von Toten erspart geblieben. Ich war peinlich berührt, weil ich diesen Vorwurf von der russischen Regierung nicht erwartet hätte.

Wie nahe Grimm Lenin stand, zeigt der Nachruf Grimms auf dessen Tod 1924 – also zu einem Zeitpunkt, als die Furchtbarkeit des bolschewistischen Regimes eigentlich längst erkennbar war: «Er [gemeint ist Lenin] hat aufgeräumt mit den Mächten der Gegenrevolution, mit der alten Herrschaft und damit die Bahn für die neue Zeit und die neue Entwicklung erschlossen.» Leider war Grimm viel zu lange blind gegenüber dem, was Lenin verschuldet hatte und was seiner Revolution folgte: ein ungeheuerlicher Terror und Massensmord im Namen des Sozialismus in vielen Ländern mit hundert Millionen Toten!

Die Kriegsjahre in der Schweiz

Der Erste Weltkrieg, der auch in der Schweiz vor allem unter Intellektuellen so viel Begeisterung und Kriegslust entfacht hatte, zog sich in die Länge. Die Angst, überrannt oder von den Nahrungsimporten abgeschnitten zu werden, war gross. 1917, im dritten Kriegsjahr, wünschte sich die Landesregierung nichts sehnlicher als Frieden. Deutschland und die Achsenmächte – wohl die kommende Niederlage erahnend – wollten Frieden schliessen. Die Entente lehnte dies entschieden ab. Sie wollte den Sieg.

Das Jahr 1917 brachte für Robert Grimm den Tiefpunkt seiner gesamten politischen Laufbahn. Bundesrat Arthur Hoffmann tat alles, um einen Frieden herbeizuführen. Weil die Entente das Friedensangebot Deutschlands zurückwies, versuchte er, einen Separatfrieden zwischen Deutschland und dem revolutionären Russland zu vermitteln. Er tat dies im Geheimen, ohne den Gesamtbundesrat zu orientieren. Dabei arbeitete er in verhängnisvoller Weise mit Nationalrat Robert Grimm zusammen, der in St. Petersburg weilte, flammende Reden hielt und zweifellos die ganze Revolu-

Der Ebenbürtige

General Ulrich Wille trat den Streikenden im November 1918 weit entschlossener entgegen als die bürgerlichen Politiker. Wille wusste genau wie Robert Grimm um die «Anziehungskraft der Macht».

Schon Ende 1914 hatte Robert Grimm in seiner *Berner Tagwacht* den Kampf der Arbeiterschaft als «Ringens um die Machtfrage» erklärt. Erfolg oder Niederlage des Proletariats seien «Gradmesser der Machtverhältnisse». Je geschickter die Arbeiterklasse «ihre Macht auszunützen versteht, je wuchtiger ihr Aufmarsch, umso siegreicher ihr Kampf». Trotz umstürzlerischer Rhetorik und offizieller Solidarisierung der SP Schweiz mit der russischen Revolution setzten der Bundesrat und der Zürcher Regierungsrat im November 1918 lange auf Zuwarten, Verhandeln und Deeskalieren. Dabei hatte die Streikleitung ihre sozialpolitischen Forderungen mit dem Satz beendet, man wolle im Rahmen der «organisierten Massenaktion» entweder «kämpfend siegen oder sterbend untergehen».

Mit seinem nicht minder ausgeprägten Gefühl für die Machtfrage trat einzig General Ulrich Wille dem bürgerkriegswilligen Streikführer Grimm von Anfang an als Ebenbürtiger entgegen. In präzise formulierten Memoranden und Briefen forderte Wille die Landesregierung wiederholt zum Handeln auf und unterbreitete konkrete Vorschläge für Truppenaufgebote. In der Öffentlichkeit dürfe keinesfalls der Eindruck entstehen, der Generalstreik werde sich als unzulässiger politischer Druckversuch und als Herausforderung des staatlichen Gewaltmonopols durchsetzen: «Denn der Anziehungskraft der Macht können wir Menschen auf die Dauer nicht widerstehen.»

General Wille ging vom Schlimmsten aus, nämlich von einem Bürgerkrieg. Er empfahl massive Truppenaufgebote, die schliesslich über 110 000 Mann ausmachten. Denn einzig eine drückende Übermacht der bewaffneten Bundesintervention – vor allem im Unruheherd Zürich – sei geeignet, die drohende Revolution im Keim zu ersticken und damit Blutvergiessen, Chaos und Untergang der herrschenden Staatsordnung zu verhindern.

Nach der Kapitulation der Streikleitung schrieb Wille seiner Frau: «Ich bin sehr glücklich über den Erfolg. Dass das Land ihn ganz allein mir verdankt, wissen die meisten nicht und will niemand wissen. Das ist mir gleich, wenn nur die Sache erreicht ist.» Der General hielt fest, er erwarte keinen Dank dafür, dass er der Schweiz 1914 bis 1918 die Neutralität und den Frieden er-



Kampf für die Sache: General Ulrich Wille.

halten habe. Denn dafür seien einzig die Entschlüsse der kriegführenden Mächte entscheidend gewesen. Wofür er aber Dank beanspruchen dürfe, sei die Tatsache, dass er das Land «vor den Schrecknissen des Bürgerkriegs bewahrt» habe.

Neuschreibung ab 1968

Die Würdigung der Ereignisse rund um den Landesstreik von 1918 lässt sich recht genau in zwei Perioden unterscheiden: In den ersten fünfzig Jahren überwog ein ausgesprochen negatives Narrativ. Der Streikleiter Robert Grimm hatte grosse Mühe, das ihm vom Bürgerblock vorgeworfene Revoluzzertum abzustreifen und sich zum respektierten sozialdemokratischen Politiker zu mausern. Die SP wie die

Gewerkschaften erinnerten sich ausgesprochen ungerne an die Novembertage 1918. Exakt 1968 änderte sich indessen die Sichtweise. Nach erfolgreicher Integration der SP in die Konkordanzdemokratie formte nunmehr der sozialreformerische Aspekt des Landesstreiks die Leiterzählung.

Zwei sozialdemokratische Autoren prägten im fünfzigsten Jubiläumsjahr den Diskurs, nämlich Willi Gautschi und Paul Schmid-Ammann. Während Schmid-Ammann General Wille seine Bewunderung nicht versagte, behauptete Gautschi, der Landesstreik sei einzig als Folge der Truppenaufgebote ausgebrochen – angesichts der real existierenden Anleitungen und Planungen des Massenstreiks durch das Oltener Aktionskomitee eine höchst anfechtbare Folgerung. Seit den achtziger Jahren kam es etwa bei der Beurteilung von General Ulrich Wille zu Fehlleistungen, welche die Urheber als ernstzunehmende Historiker weitgehend disqualifizieren.

Die Senilitäts-Lüge

Niklaus Meienbergs polemische Artikelreihe «Die Welt als Wille und Wahn» in der *Weltwoche* sorgte 1987 nicht zuletzt deshalb für eine Sensation, weil der Autor bei Ulrich Wille eine Senilität diagnostizierte. «Das wird ihm niemand vorwerfen», höhnte Meienberg, «senil werden ist keine Schande, aber senile Generale sind gefährlicher als senile Prokuristen, und niemand wagt es ihnen zu sagen.» Jakob Tanner betitelte Wille im unkritischen Kielwasser von Meienberg als «senilen General Ulrich».

Mittlerweile ist aufgrund der Akten unbestreitbar widerlegt, dass Willes Geisteskräfte nachgelassen haben; er blieb vielmehr bis zu seinem Tod im 76. Altersjahr bei vollkommener intellektueller Frische. Bei den Senilitätsvorwürfen, die Armeearzt Carl Hauser im Herbst 1917 über Bundesrat Eduard Schulthess in die Landesregierung trug, handelt es sich um einen der grössten Skandale in der Geschichte des Bundesstaates. Der mit dem Oberbefehlshaber verfeindete Armeearzt fand mit seiner infamen Fehldiagnose beim Bundesrat offene Ohren, weil dieser den deutschfreundlichen General angesichts des Kriegsverlaufs durch einen Romand ersetzen wollte. Doch im Moment, als der dafür vorgesehene Korpskommandant Alfred Audéoud verstarb, war von der angeblichen Senilität Willes keine Rede mehr. *Christoph Mörgeli*



Neue Bauernpartei: Rudolf Minger.



Revolution im Keim ersticken: Militäreinsatz in Zürich, November 1918.



«Nachgeben? Niemals!» Fritz Bopp.

tion gerne an sich gerissen hätte. Hoffmann wurde von Grimm falsch orientiert, und das Projekt flog über eine schwedische Zeitung auf. Das neutralitätswidrige Verhalten erzürnte Frankreich und England aufs heftigste. Tatsächlich war eine solche Begünstigung Deutschlands neutralitätspolitisch ein ungeheurer Skandal. Die offizielle Schweiz distanzierte sich eindeutig von Bundesrat Hoffmann und die SP-Nationalratsfraktion einstimmig von Kollege Grimm. Die Westschweizer SP-Sektionen waren besonders empört. Es folgten Untersuchungen von Parlament und SP Schweiz. Der überehrgeizige, auch etwas überheblich gewordene Grimm wollte sich also nicht nur als Retter der Revolution, sondern auch als Vermittler des Friedens profilieren. Während der charakterfeste freisinnige Bundesrat Arthur Hoffmann die Konsequenzen zog und sofort zurücktrat, drückte sich Grimm um die Verantwortung, und die Linke liess es bei einer Rüge bewenden.

Im Laufe des Krieges verschärfte sich die Lebenssituation der Schweizer; die Teuerung stieg enorm, speziell auch für die Grundnahrungsmittel Brot und Milch. Die soziale Absicherung etwa für die Familien der Wehrmänner war ungenügend, die Löhne stagnierten. Profiteure, Schieber und Kriegsgewinnler versetzten die Notleidenden in Wut. Die Nahrungsmittelzufuhr stockte, auch Hunger breitete sich aus. Fast 700 000 Personen mussten als Notstandsberechtigte behördlich unterstützt werden. SP und Gewerkschaften hatten grossen Zulauf, die Stimmung in der Arbeiterschaft war gereizt und explosiv. Man beschuldigte die Landwirtschaft, sie würde zu teuer produzieren und horte Kartoffeln. Am 4. März 1917 wurde die Zürcher Bauernpartei als Vorläuferin der SVP gegründet, und in Bern rief der Bauer Rudolf Minger zur Gründung einer eigenen Partei auf, was dann in Bern 1918 auch geschah.

Streikführer im Landesstreik

Die missliche wirtschaftliche Situation in unserem Lande war ein fruchtbarer Boden für die

Linke, die von der russischen Revolution begeistert war. Manche hofften, ein Umsturz könne auch in der Schweiz gelingen. Der Versprechen und Heilslehren waren viele. Anfang 1918 bildeten extrem linke Vertreter von SP und Gewerkschaften das Oltener Aktionskomitee unter dem Präsidium von Robert Grimm. Sein Ziel war «die Zusammenfassung des Klassenkampfes unter einer einheitlichen Leitung». Man plante Massnahmen zur Durchführung eines landesweiten Generalstreiks und stellte schliesslich die Gemässigten vor vollendete Tatsachen.

Wir kennen Grimms Strategie vom Februar 1918, denn die Unterlagen wurden nach dem Generalstreik bei einer polizeilichen Hausdurchsuchung sichergestellt. Er plante vier Phasen der Steigerung: allgemeine Agitation an Versammlungen, Demonstrationsversammlungen während der Arbeitszeit, befristete all-

Die missliche wirtschaftliche Situation war ein fruchtbarer Boden für die Linke.

gemeine Streiks und schliesslich «die Anwendung des unbefristeten allgemeinen Streiks, der zum offenen Bürgerkrieg überleitet und den Sturz der bürgerlichen Gesellschaftsordnung zum Ziele hat». Auch wenn die letzte Forderung schliesslich von der Mehrheit gestrichen wurde: Grimm wollte den revolutionären, bewaffneten Umsturz! Wäre ihm dies nach sowjetischem Vorbild gelungen, hätte auch die Schweiz über Jahrzehnte Diktatur, Terror, Massenmord, Verarmung und eine vollständige humanitäre, soziale und wirtschaftliche Katastrophe erleben müssen. Die Demokratie, die Volksrechte und das wirtschaftliche Wohlergehen wären vernichtet worden. Es handelte sich bei weitem nicht nur um Theorien. Auf den 7. November 1918 lud die SP Schweiz zu landesweiten Feiern des ersten Jubiläums des bolschewistischen Umsturzes in Russland ein. Im Aufruf stand wörtlich: «Schon rötet die nahe

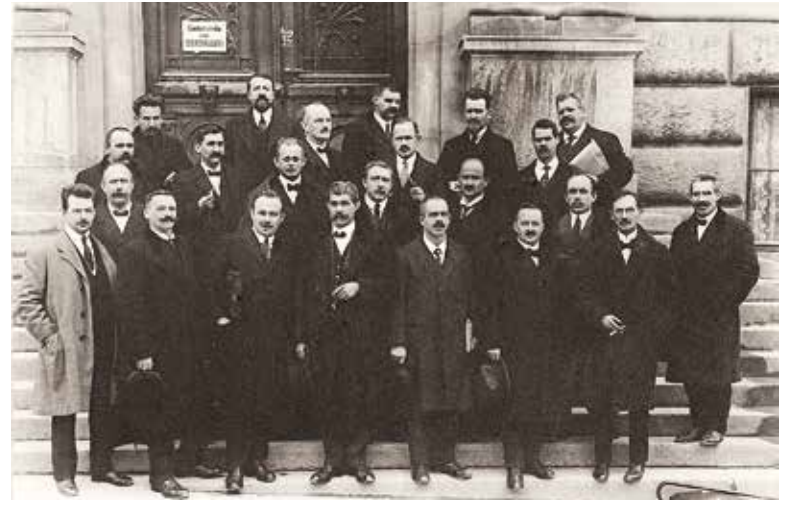
Revolution den Himmel über Zentraleuropa. Der erlösende Brand wird das ganze morsche, blutdurchtränkte Gebäude der kapitalistischen Welt erfassen.» Die Ideen des Oltener Komitees hatten also schon stark auf die ganze Sozialdemokratie übergegriffen.

Zu Recht schrieb der Basler Historiker Edgar Bonjour: «Der Sieg des Bolschewismus in Russland übte auf das schweizerische Proletariat eine bezaubernde, anfeuernde Wirkung aus.» Nicht wenige waren bereit, diesen revolutionären, staatsgefährdenden Worten auch Taten folgen zu lassen. Als man zudem noch Bomben fand, wurde vor allem in Zürich die Stimmung äusserst gespannt. Sogar die Bankangestellten hatten kurz zuvor erfolgreich für bessere Löhne gestreikt, was Hoffnungen nährte, man könne auch weitere Volkskreise für den Generalstreik gewinnen.

Der Zürcher Regierungsrat und auch General Ulrich Wille riefen nach Truppenaufgeboten. Der General beschloss, die Truppen rechtzeitig bereitzustellen. Nur so könne Blutvergiessen verhindert werden. Es gelte, eine Revolution im Keim zu ersticken, sonst sei die Folge ein unausweichlicher Bürgerkrieg. In der Nacht vom 10. auf den 11. November 1918 beschloss das Oltener Komitee den unbefristeten allgemeinen Generalstreik. Man forderte vorerst weniger Revolutionäres wie Proporzwahl, Frauenstimmrecht, AHV und 48-Stunden-Woche, dann aber schon sozialistischer: Staatsmonopole auf Importe und Exporte sowie die Tilgung aller Staatsschulden durch die «Besitzenden». Etwa 250 000 streikten und die Armee übernahm den Ordnungsdienst und sorgte für die Aufrechterhaltung eines eingeschränkten Eisenbahnverkehrs. In Berlin und München übernahmen damals kommunistische Soldatenräte die Macht, das deutsche Kaiserreich brach zusammen. Doch in der Schweiz ging es nicht um ein Kaiserreich, das zusammengebrochen wäre, sondern um eine freiheitliche Demokratie. Dass der Streik trotz einer verheerenden Grippeepidemie angezettelt



Schwerste Bewährungsprobe: Soldaten bewachen das Bundeshaus, 1918.



Traum vom «erlösenden Brand»: Oltener Aktionskomitee, 1919.

wurde, an der viele Soldaten starben, hat das Bürgertum zusätzlich heftig erbittert.

Geplante Sprengstoffattentate

Im linken Lager nisteten sich Revolutionäre ein, die auf Gewalt und Terror setzten. Der spätere Bundesanwalt Werner Lüthi schrieb in seiner Dissertation in genauer Kenntnis der Akten über die Verurteilung von vier Angeklagten vor Bundesstrafgericht, die um die Zeit des Generalstreiks Besprechungen über die «Beschaffung von Sprengstoffen zur Bewaffnung revolutionärer Gruppen und zur Herbeiführung von Verkehrsstörungen» durchgeführt hatten. In der Folge war aus einem Munitionsmagazin in Brugg eine grosse Zahl Sprengpatronen und elektrische Zünder gestohlen worden. Beteiligt waren der Aktuar des Zürcher Holzarbeiterverbandes und Kassier der Zürcher sozialdemokratischen Soldatenorganisation; das gefährliche Material lagerte einige Zeit im Volkshaus in Zürich.

Sicher ist: Grimm glaubte 1918 an die Möglichkeit eines Umsturzes und hatte gegenüber der Demokratie keine Skrupel. Sogar politische Weggefährten haben später eingeräumt, er habe damals Züge eines Erpressers angenommen. Bei der Parlamentsdebatte während des Generalstreiks äusserte er sich im Ton einer eigentlichen Gegenregierung: «Je reaktionärer Sie Beschlüsse fassen, je mehr Sie die absolute Gewalt, die Sie haben und die im Widerspruch steht mit der Auffassung des Volkes, ausüben, desto besser für die weitere Entwicklung. Wir wollen Klarheit haben. Sie gehören einer alten Welt an, wir der neuen. Ihnen gehört die Vergangenheit, uns die Zukunft. Eine unüberbrückbare Kluft trennt uns.»

Im Nationalrat trat ihm aber Fritz Bopp aus Bülach entgegen, anfänglich ein autodidaktischer Bauernknecht, Gründer der Zürcher Bauernpartei und späteren SVP, der aus Verachtung gegenüber dem schrecklichen Treiben in Bern seine Sitzungsgelder zurückschickte. Bopp rief hellseherisch in den Rat, «dass der Aufruf zur Revolutionsfeier für den einjährigen

Bestand des bolschewistischen Staates an sich schon Grund zu Vorsichtsmassnahmen» gebildet habe. Wer die bolschewistische Sowjetunion einigermaßen kenne, komme zum Schluss, dass «diese sogenannte Staatsordnung in unverträglichem Widerspruch» zu den schweizerischen Verhältnissen stünde, «wenn wir eine demokratische Republik bleiben wollen». Und Bopp meinte weiter: «Sollen wir nachgeben? Ich sage nein, niemals! Lieber unter dieser Kuppel sich begraben lassen, wenn sie eine rote Fahne aufpflanzen wollen, ehe wir weichen! [...] Wenn wir heute kapitulieren, so haben wir für alle Zeiten kapituliert.»

Doch Grimm drohte den Bundesräten Ador und Motta mit dem Bürgerkrieg. Dennoch blieben die Landesregierung und das Parlament fest. Die Schweizer Bauernschaft schloss sich im Gegensatz zu den Bauern Russlands keineswegs den Streikenden an, und auch die katholischen Kantone und die Westschweiz zeigten wenig Unterstützung. So musste der Streik am 14. November 1918 abgebrochen werden. Grimm stimmte allerdings – wider bessere Einsicht – gegen den Abbruch, wohl, um es mit seinen militanten Genossen nicht zu verderben. Wegen besonders heftiger Ausschreitungen in Grenchen forderte der Landesstreik drei tote Arbeiter, in Zürich wurde ein Soldat erschossen; hinzu kamen die vielen Grippeopfer.

Der Generalstreikprozess

Die Aufdeckung des handfesten Treibens in Richtung Bürgerkrieg mit rechtsgültigen Beweisen war nicht möglich. Das dürfte – wie der Berner Historiker Walther Hofer gezeigt hat – vor allem daran gelegen haben, dass der sowjetischen Gesandtschaft bei ihrer Ausweisung gestattet wurde, das gesamte Aktenmaterial unbesehen mitzunehmen. Grimm wurde jedoch der Anstiftung zur Meuterei schuldig gesprochen und zu relativ milden sechs Monaten Haft verurteilt. Er sass sie recht gemütlich im Schloss Blankenburg in Zweisimmen ab und schrieb in dieser Zeit das Buch «Geschichte der Schweiz in ihren Klassenkämpfen».

Nach der Einführung des Proporzwahlrechts, das neben der SP auch die Bauernpartei und die Katholisch-Konservativen gefordert hatten, zogen die Sozialdemokraten 1919 mit 41 von 189 Sitzen in den Nationalrat ein. Die eben erst gegründete Bauernpartei (und heutige SVP), die nur in den Kantonen Bern, Zürich, Aargau, Thurgau und Schaffhausen antrat, eroberte aus dem Stand 30 Sitze. Die Freisinnigen aber verloren ihre seit 1848 gehaltene absolute Vormachtstellung.

Manche Forderungen der Streikenden von 1918 wurden allmählich auf demokratischem Weg erfüllt. Trotzdem setzte Robert Grimm noch mehrere Jahre auf den radikalen Sozialismus. Das von ihm verantwortete SP-Partei-programm von 1920 forderte die «Diktatur des Proletariats» und verweigerte der Landesverteidigung jede Unterstützung. Auf den Genossen Grimm, der bis zuletzt zuweilen marxistische Reden hielt, nach dem Zusammenbruch des Generalstreiks aber wendig auf eine brave Laufbahn einschwenkte, traf ungefähr das zu, was der kommunistische Zürcher Arzt Fritz Brupbacher über die beamteten SP-Berufspolitiker geschrieben hat: «Da sie in der Jugend gewohnt waren, wenig zu essen, setzen sie dicke Nacken an, sobald die Fütterung besser wird. Die seltenen Kinder, die sie haben, werden Rechtsanwälte, Lehrer, Gemeinde- und Staatsbeamte oder Gewerkschaftssekretäre. Sozialdemokrat sein ist eine Karriere.»

Die bürgerliche Schweiz aber hat 1918 die schwerste Bewährungsprobe ihrer neueren Geschichte bestanden. Im Nachhinein konnten auch die damaligen Revoluzzer froh sein, dass ihr kommunistischer Umsturz nicht gelang. Denn es ist eine ewige Tatsache: Die Revolution frisst ihre Kinder. Vor allem sind Revolutionen immer der falsche Weg. Sie bauen nicht auf, sie reissen nur nieder. Robert Grimm hat dies in seinem späteren Leben immerhin gemerkt. Und das war wohl sein grösstes politisches Verdienst.

Dieser Text ist die ausführlichere Fassung eines Referats von Christoph Blocher vom 2. Januar 2018 in Wetzikon.

Schawinskis Abstimmungsbüchlein

Das «No Billag»-Buch von Roger Schawinski ist erstaunlich SRG-kritisch. Der Medienpionier ist überzeugt, dass nur einer in der Lage gewesen wäre, das Monopol des Gebührensenders zu brechen: er selbst. *Von Rico Bandle*

Er macht aus dem Buch ein Geheimnis, als handle es sich um einen unveröffentlichten «Harry Potter»-Band. Nur einige ausgewählte Journalisten durften es vorab lesen, sofern sie seine Bedingungen einhielten. Natürlich stand die *Weltwoche* nicht zuoberst in Roger Schawinskis Gunst. Über Umwege konnten wir trotzdem bereits einen Blick ins Buch werfen. Über weite Teile handelt es sich um eine Rechtfertigungsschrift des Medienunternehmers in Bezug auf seinen Wandel vom schärfsten SRG-Kritiker zum vehementen Verteidiger des Service public.

Für Schawinski ist die «No Billag»-Initiative nichts weniger als «die Mutter aller Abstimmungen». Sie könne «die Schweiz mehr verändern» als jeder andere Urnengang seit Generationen. Nicht einmal die EWR-Vorlage oder die Armeeabschaffungsinitiative hätten Folgen gehabt, die mit jenen vergleichbar wären, sollte diese Abstimmung angenommen werden, so der Medienpionier.

Bei der Dekonstruktion der Initiative geht Schawinski ähnlich vor wie bei seinen Interviews. Missliebige Personen werden vorab diskreditiert anhand von Geschichten, die mit der Sache nichts zu tun haben. Mitinitiant Olivier Kessler habe während des Gymnasiums «rassistische und gewaltverherrlichende» Texte im Internet publiziert und sei am Anlass eines Verschwörungstheoretikers aufgetreten. Sein Mitstreiter Andreas Kleeb sei ein «Spekulant», weil er einst sein Radio Sunshine an die Konkurrenz verkauft habe. Zuweilen verbreitet Schawinski einfach Gerüchte. Zum Bei-

«Die DNA der SRG ist seit Jahrzehnten durchsetzt vom Streben nach Macht.»

spiel, dass Autoimporteur und Ex-SVP-Nationalrat Walter Frey die jungen Initianten finanziell unterstützt habe. Frey habe dies weder bestätigt noch dementiert, was darauf hindeute, «dass diese Information wohl zutreffend ist», so die wacklige Beweisführung.

Doch Schawinski schlägt nicht nur auf eine Seite aus. Das wäre etwas gar simpel und angesichts seiner Geschichte als scharfzüngiger SRG-Kontrahent auch unglaublich. Weite Teile des Buchs sind erstaunlich SRG-kritisch. «Die DNA der SRG ist seit Jahrzehnten durchsetzt vom Streben nach Macht», schreibt er. Schawinskis Erzfeind, der frühere



Rechtfertigungsschrift: Medienunternehmer Schawinski.

SRG-Generaldirektor Armin Walpen, kommt besonders schlecht weg. Dieser habe einen Groll gegen ihn gehabt, weil Walpen in seiner früheren Tätigkeit als Bundesbeamter damit

gescheitert sei, sein Radio 24 zu verhindern. «Walpen trat zunehmend arrogant, selbstherrlich und zynisch auf», so Schawinski. Um dann mit Hinweis auf Walpens damaligen

Jahreslohn (600 000 Franken) sowie das Dienstauto (Mercedes) zusätzliche Missgunst zu streuen.

Aus Selbstlosigkeit zu SRF

Schawinskis Innenansichten zu den medienpolitischen Vorgängen sind durchwegs interessant zu lesen, auch wenn sie inhaltlich mehr oder weniger dem entsprechen, was er bereits

«Das Staatsfernsehen setzte seine unlimitierten Mittel ein, um uns auszubooten.»

in seinem Buch «TV-Monopoly» von 2002 geschrieben hat. Die SRG habe gemeinsam mit der Politik «Monopolmauern» errichtet, «zum Schutz für die Ewigkeit», schreibt er. Dabei kommt er zu demselben Schluss wie die meisten SRG-Kritiker, die er sonst im Buch bekämpft: Die SRG sei mit ihrem von der Politik geschützten Monopol zu mächtig geworden, deshalb gerate sie nun ins Taumeln.

Laut Schawinski hätte es Ende der neunziger Jahre kurz eine Möglichkeit gegeben, das SRG-Monopol im Fernsehbereich zu brechen. «Window of opportunity» nennt er dieses einmalige Zeitfenster, das aber ungenutzt verstrich. Und ganz zufälligerweise bestand dieses «window of opportunity» genau zu jener Zeit, als er sein Tele 24 lancierte. Mit anderen Worten: Schawinski *hinselbst* hätte die Schweiz vor dem Fernsehmonopol retten können, hätten ihn Politiker, «SRG-Bosse» und private Verleger nicht bekämpft beziehungsweise ihm die Unterstützung verweigert.

In «TV-Monopoly» schrieb Schawinski dazu: «Wann immer wir [mit Tele 24] eine Lücke entdeckt hatten, setzte das Staatsfernsehen seine unlimitierten Mittel ein, um uns auszubooten.» Im neuen Buch spricht er von «Verlusten in zweistelliger Millionenhöhe», die er deswegen erlitten habe. Und niemand habe ihm helfen wollen, «auch nicht die SVP».

Dass er nun beim SRG-Sender SRF eine nach ihm benannte Talkshow bestreitet, stellt er als eine Last dar, die er wohl oder übel auf sich nehme. Er schreite Woche für Woche durch «die gleichen, öden Flure» im SRF-Studio Leutschenbach, weil es keine Alternative gebe. Schon fast in blocherischer Selbstlosigkeit meint er: «Ich habe diese Aufgabe übernommen, nachdem ich zuvor während Jahrzehnten alles gegeben hatte, um das SRG-Monopol zu brechen.»

Dass heute mit Dominik Kaisers 3+-Gruppe und Peter Wanners TV 24 Privatfernsehsender mit einem ansehnlichen Unterhaltungsprogramm existieren, ist dem Medienpionier kaum eine Zeile wert.

Auch bleibt Schawinskis Argumentation nicht ohne Widersprüche. Einerseits sagt er, die SRG sei «extrem wichtig für den Zusammenhalt des Landes», weil sie einen grossen Teil ihrer finanziellen Mittel in die kleineren Sprachregionen transferiere. Andererseits macht er sich über das überdimensionierte italienischsprachige Fernsehen TSI lustig, das mit seinen 1100 Mitarbeitern «pro Kopf der Bevölkerung das wohl höchstsubventionierte Fernsehen der Welt sei».

An anderer Stelle schreibt er, eine generelle «Geldverschleuderungsmentalität» sei bei der SRG nicht zu erkennen, um einige Seiten später eine ganze Reihe von substantiellen Sparvorschlägen vorzubringen. So findet er zum Beispiel, man könne beim teuersten SRG-Radiosender, SRF 2 Kultur, problemlos abspecken: «Die Abläufe und der hohe Personalbestand bei diesem Sender erinnern in vielem an eine geschützte Werkstatt.» Trotz enormer Geldmittel erreiche SRF 2 Kultur bloss einen minimalen Marktanteil. Die zwei Sender SRF 1 und SRF 3 würde Schawinski zusammenlegen, SRF 4 News ganz streichen. Die «sehr gut dotierte Radio-Nachrichtenredaktion» käme seiner Meinung nach auch mit 150 statt 200 Journalisten gut aus. Als weitere konkrete Sparmöglichkeiten nennt er die Verringerung der Anzahl selbstproduzierter Dok-Sendungen im Fernsehen und die Ausdünnung des Online-News-Angebots.

Bei einem weiteren wichtigen Punkt spielt Schawinski den SRG-Gegnern in die Hände: Er zerzaust das Konstrukt der SRG als privatrechtlicher Verein als «blosse Augenwischerei». «Erstens kann der Bundesrat einen Teil des Verwaltungsrats direkt wählen. Und zweitens entscheidet in der SRG vor allem das Management.»

De Wecks Flucht vor «No Billag»

Ein ganzes Kapitel widmet Schawinski dem früheren SRG-Generaldirektor Roger de Weck. Er lobt dessen ausgeklügelte und hoch erfolgreiche Lobbyarbeit in der Politik. Vor allem den Ständerat habe de Weck voll unter Kontrolle gehabt. Nur blöd, dass in der Schweiz am Ende oft das Volk entscheidet – ein «Umfeld, das Roger de Weck nicht kontrollieren kann», wie Schawinski schreibt. Die drohende «No Billag»-Abstimmung habe de Weck zum Rücktritt bewogen. «Roger de Weck wusste genau, dass man bei einer Niederlage auf ihn als Hauptschuldigen zeigen würde.» Das tönt schon fast, als würde Schawinski seinem Freund Feigheit vorwerfen.

Besonders hart ins Gericht geht Schawinski mit dem Werbeverbund Admeira, den de Weck

gemeinsam mit Swisscom und Ringier gegründet hat. Admeira sei ein einziger «Rohrkrepierer», ein «unforced error», also ein unnötiger Fehler, der die Verleger gegen die SRG aufgebracht habe. Kein Wunder, spielt de Wecks Nachfolger Gilles Marchand mit dem Gedanken, den Entscheid rückgängig zu machen und aus dem Verbund wieder auszutreten. Dass de Wecks Rücktritt bereits ein Jahr vor dessen Abgang bekannt wurde, habe den SRG-Generaldirektor zudem «für unsäglich lange zwölf Monate zur «lame duck» gemacht.

Trotz all dieser Negativpunkte nimmt Schawinski de Weck am Ende aber doch gönnerhaft in Schutz: Dieser müsse als Sündenbock erhalten für eine Entwicklung, «die bereits Jahrzehnte zuvor durch die vielen Fehlentscheide seiner Vorgänger eingeleitet worden war».

Der Feind des Feindes

Überlagert wird Schawinskis zum Teil harte Kritik an der SRG-Führung von seiner tiefsitzenden Abneigung gegen die SVP. Die «No Billag»-Initiative wurde zwar von Jungparteien lanciert, ohne Unterstützung der Mutterparteien. Aber nachträglich habe die SVP plötzlich die Chance gewittert, dadurch ihrem übergeordneten Ziel näher zu kommen – «den Staat in seinen Grundfesten anzugreifen». Die Partei habe in der Vergangenheit den Bundesrat, das Parlament, die Nationalbank und die Universitäten verhöhnt – ohne Erfolg. «Und dann kam völlig überraschend «No Billag» daher [...]. Ein solch unerwartetes Geschenk konnten SVP-Hardliner wie Christoph Blocher, Roger Köppel, Natalie Rickli, Adrian Amstutz und Gregor Rutz schlicht nicht ausschlagen.» Schawinski spinnt in der Folge seine Vision der staatszerstörenden SVP weiter: «Wenn die SRG dann einmal weggeputzt ist, kann man sich die nächste Institution vornehmen, um auch sie zu Fall zu bringen.»

Und so verteidigt Schawinski die SRG durch alle Böden. Ganz nach dem Credo «Der Feind meines Feindes ist mein Freund». Er macht sich ernsthafte Sorgen, dass die radikale Initiative tatsächlich durchkommen könnte. Auch, weil die SRG im Abstimmungskampf schlecht aufgestellt sei: «Die SRG hat an ihrer Spitze zurzeit keine erfahrenen Aushängeschilder.» Dafür, so ist man gewillt zu sagen, hat sie jetzt: Roger Schawinski.



Roger de Weck.



Armin Walpen.



Roger Schawinski: «No Billag?»
Wörterseh. 176 S., Fr. 12.90.
Erscheint am 8. Januar 2018

Sprung aus der Schusslinie

Der langjährige Raiffeisen-Chef Pierin Vincenz hat sich der Untersuchung durch die Finanzaufsicht entzogen. Heikle Fragen bleiben damit offen, aber noch wichtiger ist: Wie gut hat er in seiner Amtszeit die Bank auf die Zukunft vorbereitet? *Von Beat Gygi*

In der Raiffeisen-Gruppe geht das Grübeln um. Wenige Tage vor Weihnachten hat sich ihr früherer Konzernchef Pierin Vincenz, der mehr als ein Jahrzehnt als Aushängeschild der Bank aufgetreten war – als «Mister Raiffeisen», als Alternative zu den Grossbankchefs und Idol für viele Bankmitarbeiter –, mit einem raschen Sprung aus der Schusslinie der Eidgenössischen Finanzmarktaufsicht (Finma) bewegt und sich auf diese Weise in Sicherheit gebracht. Konkret: Am 18. Dezember meldete die Helvetia-Versicherungsgruppe, Vincenz trete per sofort von seinem Amt als Helvetia-Verwaltungsratspräsident zurück. Und am 21. Dezember kam von der Finma die Mitteilung, die Behörde habe ihre Untersuchung gegen Vincenz beendet, nachdem dieser entschieden habe, von all seinen Führungsfunktionen in beaufsichtigten Instituten zurückzutreten und künftig keine solchen mehr zu übernehmen.

Anders ausgedrückt: Die Finma stoppt die Untersuchung gegen Vincenz, dafür verspricht dieser, in der Finanzwelt keine hoheitlich beaufsichtigten Posten mehr zu übernehmen, die Gewähr für eine einwandfreie Geschäftsführung erfordern. Dieses Tauschgeschäft behagt vielen Vertretern aus der Bankenbranche, vor allem auch Raiffeisen-Mitarbeitern in den regionalen Genossenschaftsbanken nicht; ihre Meinungen an Weihnachts-*Apéros* vorletzte Woche waren jedenfalls klar: «Das kann doch nicht alles gewesen sein. Wir wollen wissen, was an den Vorwürfen gegen Vincenz dran ist, das muss aufgearbeitet werden. Man ist den Genossenschaftlern Klarheit schuldig, wir wollen ja aus den Fehlern lernen, es kann nicht sein, dass nun alles im Sand verläuft.»

Vincenz versuchte am 24. Dezember in einem Interview mit dem *Sonntagsblick* die Sache möglichst günstig darzustellen. Auf die Frage, ob er nicht einfach sagen könnte: «Ich habe nichts zu verstecken. Ich will, dass die Finma die Untersuchung abschliesst», meinte er: «Sagen kann ich das schon, aber das würde nichts ändern. Ich kann der Finma nicht vorschreiben, was sie zu tun hat.» Anderswo sagte er, er habe keine Akteneinsicht gehabt. Damit lenkt er davon ab, dass er den Helvetia-Posten durchaus hätte behalten und so das Verfahren bis zum Schluss hätte durchziehen können. Der Helvetia-Verwaltungsrat hatte ihm ja sogar kurz vorher öffentlich den Rücken gestärkt. Aber er wählte den Weg, auf dem er so rasch als möglich aus dem Scheinwerferlicht verschwinden konnte.

Beim Bezahlkarten-Dienstleister Aduno und beim Finanzderivate-Spezialisten Leonteq hatte er vorher ebenfalls das Präsidium verlassen, beim Bündner Stromversorger Repower ist er noch Präsident.

Forderung nach Aufarbeitung

Vincenz ist die Hauptperson der jüngeren Raiffeisen-Geschichte. Von 1999 bis im Herbst 2015 war er CEO der Raiffeisen-Gruppe, die in dieser Zeit vor allem durch massive Ausweitung der Präsenz im Land und der Hypothekarkredite zur drittgrössten Bank der Schweiz wurde. Seit 2000 war er auch im Verwaltungsrat von Helvetia, und gleich nach Frühpensionierung und Rücktritt als Raiffeisen-Chef wechselte er bei Helvetia Anfang Oktober 2015 ins Präsidium. Jüngst erhielt seine Karriere nun einen Schlag, als die Finma im vergangenen Oktober ein Untersuchungsverfahren ein-

leitete, einerseits gegen Vincenz als Person, andererseits gegen Raiffeisen als Unternehmen. Die Aufsichtsbehörde will ermitteln, ob sich die Verantwortlichen in bestimmten Geschäften der Vergangenheit richtig verhalten haben und ob Abläufe, Spielregeln, Geschäftsführung, Integrität und Transparenz bei Raiffeisen den gesetzlichen Vorgaben für eine Bank entsprechen. Nach dem Ausscheiden der Hauptperson werden jene Untersuchungen fortgesetzt, welche die Bank betreffen.

Nicht nur für Raiffeisen-Mitarbeiter, auch für andere Vertreter aus der Bankenbranche ist der Deal unbefriedigend. Sie fordern eine Aufarbeitung aller fraglichen Vorgänge, die unter Vincenz' Führung geschehen sind. Wenn eine Untersuchung einfach dadurch gestoppt werden könne, dass der Betroffene quasi mitten im Fussballmatch sein Vereinstrikot ausziehe und davonlaufe, schade das nicht nur dem



Sympathiebonus: Bankmanager Vincenz.

Unternehmen, sondern auch dem Ruf des Finanzplatzes Schweiz.

Es stehen unbeantwortete Fragen im Raum, etwa: Wie ist es bei Raiffeisen zu derart hohen Organkrediten, also Krediten der Gesellschaft an Führungsleute, gekommen (2016 rund 63 Millionen Franken)? An wen und zu welchen Bedingungen wurden sie gewährt? Wer hat dies kontrolliert? Wie kam es, dass Vincenz bei Investitionen von Raiffeisen auch als Person mitinvestierte? Hat bei diesen Co-Investments, etwa bei der Gesellschaft Investnet (mit Verwaltungsratspräsident Vincenz), jemand

Erhielt die Raiffeisen-Führung eventuell mehr Spielraum als eine börsenkotierte Bank?

Vorteile gehabt, die zum Nachteil von Raiffeisen waren? Ist es bei Käufen und Verkäufen von Aktien zu sogenanntem *front running* gekommen oder zu Insidergeschäften? Wie sind zum Beispiel die Kursauschläge für Optionen auf Leonteq-Aktien im November 2016 zu erklären, wer sind die Gewinner dieser Aktionen, die Insiderwissen vermuten lassen? Wie haben Vincenz und sein Nachfolger (und oft Stellvertreter) Patrik Gisel zusammengearbei-

tet? Warum haben der Verwaltungsrat, die Revisionsfirma PwC und die Finma so lange akzeptiert, dass Vincenz' Partnerin in der Rechtsabteilung eine Kaderfunktion und dann sogar die Leitung hatte? Wäre es ohne die hartnäckigen Recherchen des Internetportals Inside Paradeplatz überhaupt zu einer Untersuchung gekommen? Und hat die Bundesanwaltschaft von der Finma die allfällig relevanten Informationen zum Fall erhalten?

Für die einen ist der Schluss daraus klar: Die Finma ist nicht richtig aufgestellt, um eine zuverlässige Regulierung des Finanzplatzes Schweiz zu garantieren. Da sei es kein Wunder, wenn die USA den hiesigen Behörden nicht trauten und eigene Aufpasser in Schweizer Banken schickten, die alle US-relevanten Geschäfte überprüften. Peter V. Kunz, Professor für Wirtschaftsrecht an der Universität Bern, erinnert jedoch an den geltenden Rechtsrahmen: Nach seinen Worten hat die Finma laut Gesetz grundsätzlich den Auftrag, für eine einwandfreie Geschäftsführung und entsprechende Integrität auf den Finanzmärkten zu sorgen – mehr nicht. Tauche eine Person auf, die eventuell dagegen verstosse, werde diese ins Visier genommen; aber sobald sie sich zurückziehe – wie nun Vincenz –, sei der Auftrag erfüllt. Es sei nicht Aufgabe der Finma, bestimmte Akteure für ein bestimmtes Verhalten weiter zu verfolgen und zu bestrafen, wie dies etwa einer Wettbewerbskommission (Weko) auf ihrem Gebiet zustehe. Wenn die Finma mehr Massnahmen ergreifen sollte, müsste das Parlament den Auftrag anpassen.

Kunz betont aber, dass er diese Einschätzung lediglich auf das konkrete Verfahren beziehe, abgesehen davon sei er der Finma gegenüber sehr kritisch eingestellt. Die Behörde reguliert seiner Ansicht nach seit Jahren in unzulässiger Weise und erlasse Regulierungen, für die sie nicht kompetent sei und die seines Erachtens rechtsstaatlich fragwürdig seien. Auch die Aufsichtstätigkeit der Finma bewege sich auf dünnem Eis. Für Finanzintermediäre sei der Umgang mit einer Behörde schwierig, die ihre Wünsche oft via Telefon oder Brief formuliere, oft sei unklar, welche Anweisungen wie verbindlich seien. Die Finma nütze ihren in den letzten fünf bis sechs Jahren erhaltenen Machtzuwachs rücksichtslos aus, in der Regulierung wie auch in der Aufsichtstätigkeit.

Erhielt die Raiffeisen-Führung dank ihrer Genossenschaftsstruktur in der Regulierung und Aufsicht eventuell mehr Spielraum als eine börsenkotierte Bank? Kunz ist überzeugt davon, dass die Herkunft der Bank eine Rolle spielte, zumindest im Unterbewusstsein. Die Raiffeisen-Gruppe funktioniere schon seit Jahren wie eine grössere Privatbank, man habe aber erfolgreich das Image gepflegt, diese Bank sei etwas ganz anderes. Weitherum habe das Sympathien gebracht, bei Medien, bei den Genossenschaftern und, so Kunz, auch in der

Politik und bei der Aufsicht habe sich ein Sympathiebonus gezeigt. Den Umstand etwa, dass Vincenz' Partnerin im Kader des Rechtsdienstes war, habe er schon seit Jahren in Referaten und Vorlesungen als Verstoss gegen Corporate-Governance-Regeln kritisiert. Das habe auch die Finma seit langem sehen müssen. Was man bei Vincenz geduldet habe, wäre bei Grübel oder Ospel wohl undenkbar gewesen.

Solidaritätsgemeinschaft

Vielleicht hat die Aufsicht auch in anderer Hinsicht zu lange zugewartet. Im Juni 2014 hat die Nationalbank verfügt, dass die Raiffeisen-Gruppe – neben UBS, Credit Suisse und ZKB, später Postfinance – eine systemrelevante Bank sei. Diese Einstufung zog automatisch spezielle Regulierungsmassnahmen gegen die Gefahr des *too big to fail* nach sich. Der Ansatz der Systemrelevanz soll verhindern, dass irgendwann der Staat rettend eingreifen muss, deshalb werden von Banken für den Notfall Konzepte verlangt, wie sie durch Teilverkäufe und andere Massnahmen sich selber über Wasser halten könnten. Für den schlimmeren Fall der Auflösung der Bank sind Notfallpläne zu erstellen, die eine Art Filetierung des Unternehmens ermöglichen – und das läuft genau gegen die Grundverfassung von Raiffeisen.

«Die alte Raiffeisen ist am Ende», sagte Kunz damals im Sommer 2014. Die Gruppe mit den gut 250 ziemlich autonomen Genossenschaftsbanken in der Schweiz sei wie in einem Spinnennetz zusammengefasst. Die Muttergesellschaft mit Garantieverpflichtungen gegen unten und die Banken mit Nachschusspflichten nach oben bildeten eine Solidaritätsgemeinschaft, die im Krisenfall die Abwicklung einzelner Teile fast verunmögliche. Es gebe zwei Möglichkeiten: Entweder auf einen Notfallplan verzichten oder die Gruppe grundlegend umstrukturieren. Die Raiffeisen-Führung sagt heute dazu, dass man bezüglich Notfallplan in einem engen Austausch mit dem Regulator stehe, dieser Prozess sei derzeit noch am Laufen.

Auch wenn Vincenz dem Untersuchungsverfahren entflohen ist – die inhaltliche Beurteilung seiner Arbeit fällt aus dieser Sicht nicht schmeichelhaft aus. Er suchte in seiner Zeit die «alte» Raiffeisen mit vielen Zukäufen und Beteiligungen zu diversifizieren, etwa in Richtung Privatbank (Wegelin, später Notenstein La Roche), Vermögensverwaltung für Profis, Investmentbanking, Software (Avaloq) oder Finanzderivate (Leonteq), die zum Teil wieder abgestossen wurden, zum Teil schwach rentieren. Der Umbau des Genossenschaftsnetzes selber in eine systemrelevante Bank und die Fragen, wie eine derart tiefgreifende Änderung des Wesens der Gruppe zu bewältigen wäre und ob dies vor der nächsten Immobilienkrise möglich ist, erhielten dagegen viel weniger Aufmerksamkeit. ○

Doppelmoralapostel

Die Reaktionen auf die Enthüllungen über die notorischen Fummeleien von Chefredaktor Werner De Schepper aus dem Hause Ringier sind erstaunlich verhalten. Die Nachsicht ist wohlbegründet.

Von Alex Baur

Freunde sind da, um einander in der Not beizustehen. Also griff Schriftsteller Pedro Lenz sofort in die Tasten, um seinen Busenfreund Werner De Schepper mit einem offenen Brief zu verteidigen. Kurz vor Weihnachten hatte der *Tages-Anzeiger* De Schepper, den langjährigen Chefredaktor des *Blicks* und Co-Chefredakteur der *Schweizer Illustrierten*, als «Chef der Zudringlichkeiten» geoutet. Doch die Not war gross. So gross, dass Pedro Lenz kein besseres Argument mehr einfiel, als De Schepper in den Opferstatus zu erheben: Die *Tagi*-Enthüllungen seien getragen von «rassistischem Dünkel». Der Grund: Die Autoren hätten die belgischen Wurzeln von De Schepper ungebührlich hervorgehoben.

Nicht weniger als 28 ehemalige Mitarbeiterinnen und Vorgesetzte von De Schepper will der *Tages-Anzeiger* konsultiert haben. Zwölf von ihnen berichten über sexuelle Attacken gegenüber weiblichen Untergebenen: anzügliche Sprüche, ungewollte Küsse, Fummeleien «an Po, Beinen oder Brust, am Arbeitsplatz, im Lift, an Firmenfesten, im öffentlichen Raum, teilweise bezeugt von Dritten». Ein doch ziemlich happiger Strauss an Vorwürfen. Dass es nie zu einer Strafanzeige kam, macht die Sache nicht unbedingt besser.

Sex-Attacken im Lift

Die Geschichte hat einen grossen Haken: Nicht eine einzige Quelle will mit Namen zu ihrer Aussage stehen. Wir haben uns die Mühe genommen, mit mehreren Kolleginnen aus dem Hause Ringier zu sprechen. Der Tenor ist derselbe: Ja, Werner De Schepper habe die Grenzen oft überschritten, das sei allgemein bekannt gewesen, «besonders wenn er angetrunken war und wie ein Derwisch übers Tanzparkett raste». Ja, es habe Frauen gegeben, die ihm deshalb aus dem Weg gegangen seien.

Zwei ehemalige Mitarbeiterinnen berichten unabhängig voneinander, sie hätten De Schepper «eine geknallt», als er ihnen «die Zunge in den Mund stecken» wollte. Die eine erinnert sich an eine Entschuldigung, die andere, die er im Lift angefallen haben soll, an ein unverständliches Grummeln: «Er ist in dieser Beziehung schmerzfrei, er hat das locker weggesteckt.» Nein, negative Konsequenzen hätten diese Abfuhr keine gehabt. Soweit bekannt, scheint keine Frau ein Trauma davongetragen zu haben. Die meisten, so heisst es, hätten ihm die Avancen verziehen. Der grosse Haken: Auch diese Quellen wollen unter keinen Umständen namentlich zitiert werden.

Wir sind also genau dort, wo wir schon vor ein paar Wochen im Bundeshaus zu Bern waren. Die angeblichen Sexattacken von Nationalrat Yannick Buttet (CVP/VS) – auch er ein besonders wilder Tänzer – im Ratsbetrieb lösten einen Tsunami der Empörung aus. Die Auswahl an anonymen Anschuldigungen und Gerüchten war ebenso überwältigend wie der Mangel an harten Fakten und Beweisen. Buttet hielt dem medialen Druck nicht stand und trat von allen Ämtern zurück.

Und Werner De Schepper, zurzeit noch Co-Chefredaktor der *Schweizer Illustrierten* – wird auch er zurücktreten? Der Ringier-Konzern gibt sich wortkarg, will abklären. «Abwarten und aussitzen» lautet die altbewährte Devise. Das wollte anfänglich auch Buttet. Doch Ringiers *Blick* machte ihm so lange Dampf, bis er kapitulierte. Bei De Schepper bleibt es dagegen ruhig, seltsam ruhig. Peer Teuwsen (NZZ

Beziehungen und Loyalität sind im Hause Ringier wichtiger als alles andere.

am Sonntag) warnte in einem gewundenen Kommentar («Fragen wird man ja wohl noch dürfen») vor dem medialen Pranger und moralischen Scharfrichtern.

Nein, man darf nicht nur, man muss solche Tendenzen hinterfragen. Doch warum erst jetzt, wenn es um den eigenen Berufsstand geht? Die Bedenken kommen etwas spät.

Gewiss, im Fall Buttet kam noch eine Strafanzeige wegen Stalkings hinzu. Doch das war eine private Geschichte, die mit seinen Ämtern und Funktionen nichts zu tun hatte. Die Kolleginnen, die der Walliser Rumpelstilz angebaggert haben soll, politisierten immerhin gleichberechtigt und auf Augenhöhe mit ihm. Chefredaktor Werner De Schepper dagegen wird nachgesagt, Untergebene sexuell drangsaliert zu haben. Vor allem junge Frauen, die am Anfang ihrer Karriere standen, dürften sich den Tritt in seine Eier wohl zweimal überlegt haben. Das ist eine ganz andere Dimension.

Der Fall De Schepper offenbart eine Doppelmoral, die nur noch schwer zu toppen ist. *Blick* war federführend bei der Kampagne gegen Yannick Buttet. Chefredaktor Werner De Schepper hat zwar längst zur *Schweizer Illustrierten* gewechselt. Doch auch diese beackert das Thema der sexuellen Belästigungen und Übergriffe seit dem letzten Herbst eifrig. Als in den USA

der Weinstein-Skandal aufflog, nahm das Ringier-Blatt die «me too»-Kampagne auf und liess auf einer grossen Bildstrecke prominente Schweizerinnen über unerfreuliche Erfahrungen mit dem anderen Geschlecht berichten («Wenn Männer Macht ausnützen»). Während De Schepper im Editorial die ewige eheliche Treue beschwor («Die Liebe lugt um viele Ecken»), wurde Ständerätin Karin Keller-Sutter für ihr Merkblatt über den gesitteten Flirt im Bundeshaus mit einer Rose bedacht. SRF-3-Musik-Redaktor Michael Schuler bekam derweil einen Kaktus verpasst, weil er sexistische Songs auf dem Sender durchliess.

Der studierte katholische Theologe Werner De Schepper ist gleichsam die Inkarnation der frivolen Doppelmoral. Schon als Chefredaktor des *Blicks* (2003 bis 2007) gab er sich gerne als Saubermann. So verbannte er etwa das barbusige «Seite-3-Girl» («eine Wichsvorlage») aus dem Boulevardblatt. Die ganze Redaktion musste sich in Peace-Fahnen hüllen, als die Amerikaner im Irak einmarschierten. Unter De Scheppers Führung wurde der *Blick* auf stramm links getrimmt.

So ritt das Blatt 2006 über Wochen eine extrem aggressive Kampagne gegen Jürg Maurer, den angeblich «frechsten Pensionskassen-Verwalter der Schweiz». «Diese Kapitalisten-Sau müssen wir fertigmachen», habe De Schepper damals durch die Redaktion gerufen, wie sich ein Mitarbeiter erinnert. Die Vorwürfe gegen Jürg Maurer waren haltlos. 2007 mussten *Blick* und *Sonntagblick* eine Entschuldigung auf der Frontseite abdrucken und zur Wiedergutmachung «einen hohen fünfstelligen Betrag» an das Rote Kreuz überweisen.

Und das war beileibe nicht der einzige Flop. De Schepper war als *Blick*-Vizechef auch an der unsäglichen Rufmordkampagne gegen Botschafter Thomas Borer beteiligt. Sie soll den Ringier-Konzern ein Schmerzensgeld in Millionenhöhe gekostet haben. Offiziell entschuldigen musste sich die *Blick*-Gruppe in jener Zeit sodann für die perfiden Diffamierungen gegen Swissfirst-Chef Thomas Matter. Das Fiasko, so ist von einem Insider zu erfahren, habe De Schepper den Kopf als *Blick*-Chef gekostet. Doch nach einem Ausflug in die Aargauer und Berner Medienlandschaft war De Schepper bald wieder zurück bei Ringier – nicht als reumütiger Büsser, sondern als stolzer Co-Chef der *Schweizer Illustrierten*.

In Anbetracht eines derartigen Sündenregisters mag die grosszügige Absolution selbst geübte Katholiken überraschen. Für die Milde



Treuer Diener: Ringier-Mann De Schepper.

gibt es nur eine Erklärung: Frank A. Meyer. Werner De Schepper war dem publizistischen Schattenkönig des Ringier-Konzerns stets ein treuer Diener, der seinem Herrn jeden Wunsch von den Lippen ablas. Und das führt zum Kern dieser Geschichte: Beziehungen und Loyalität sind im Hause Ringier wichtiger als alles andere. Nepotismus und Beziehungskorruption, die man bei anderen scharf verurteilt, sind die Grundpfeiler dieses Systems.

Unter Männern werden Seilschaften am Bierisch, beim Segeltörn oder auf dem Tennisplatz gefestigt. Der unzertrennliche Bund nach dem Motto «frère et cochon» wird auch mal beim gemeinsamen Bordellbesuch besiegelt. Bei den Frauen gestaltet sich der Integrationsprozess in der Regel etwas delikater. Sie sollten dabei nicht allzu zimperlich oder gar prüde sein.

Spielwiese für die Partnerin

Zum Teil liegt es an der Medienbranche. Wichtige Stellen werden hier nie ausgeschrieben. Man kennt sich. Es gibt nur zwei Wege, um Karriere zu machen: Leistung oder Beziehungen. Beziehungskungeleien mit einem bisweilen fast inzestuösen Touch gehören deshalb zum Redaktionsalltag – auf dem Boulevard wie in vornehmsten Häusern. Der ehemalige NZZ-Chef Markus Spillmann etwa brachte es auf sage und schreibe drei (Ex-)Gespielinnen, mit denen er nicht nur den Arbeitsplatz, sondern ebenso Tisch und Bett teilte. Auch die

Partnerin seines Nachfolgers Eric Guyer wirkt als Redaktorin beim Feuilleton, was gelegentlich zu Friktionen führt.

Beim Ringier-Konzern gehört die arbeitserotische Verquickung schon fast zur Betriebskultur. Hilfreich sind in diesem System die sogenannten Rewriter: namenlose Lohnschreiber, die jeden Kinderaufsatz zu einer süffigen Story aufpeppen. Dank ihnen ist eine gute Schreibfertigkeit nicht unabdingbar für eine journalistische Karriere. Viel wichtiger sind die richtigen Beziehungen.

Praktisch jeder Chefredaktor der Blick-Gruppe hatte in den letzten Jahren sein weibliches Pendant in der Redaktion. Bei Peter Röthlisberger hiess dieses Barbara Lienhard, bei Ralph Grosse-Bley war es die bezaubernde Kaye Anthon, Rolf Cavalli war mit Andrea Bleicher liiert, Andreas Dietrich mit Cinzia Venafro, René Lüchinger hatte nebst seiner Gattin Birgitta Willmann sogar noch Sohnmann Moritz im Haus platziert. Klassischerweise fanden sich ein angealterter Chef und eine aufstrebende Newcomerin. Ringier-CEO Marc Walder hatte kaum etwas gegen solche Beziehungskisten einzuwenden, amtiert seine Gattin Susanne doch als Unterhaltungschefin bei der *Schweizer Illustrierten*. Und erst recht nicht der sagenhafte Frank A. Meyer: Er drückte dem *Blick* seinerzeit sogar einen hochtrabenden Kulturteil (Feuilleton) als Spielwiese für seine Gattin Lilith Frey aufs Auge.

Vielleicht ist es die Ironie dieser Geschichte, dass der tanzende «Fummel-Flame» Werner De Schepper – soweit bekannt – mit seinen Avancen kaum reüssierte. Vielleicht gingen seine Ambitionen aber ganz einfach weiter. Auch De Schepper hat Frau und Kinder verlassen, um sich mit einer 22 Jahre jüngeren, neuen Partnerin zusammenzutun. Sie heisst Irène Kälin, hat Religion studiert, politisiert stramm links und feministisch. Im letzten November plädierte sie noch dafür, dass «grapschende Chefs» wie Kriminelle zu behandeln seien. Ob sie immer noch daran festhält, ist nicht bekannt. Weder Kälin noch De Schepper mochten auf Anfrage Stellung nehmen.

Neuerdings ist Irène Kälin Nationalrätin für die Aargauer Grünen. Sie rutschte nach im letzten Herbst, als Jonas Fricker nach einer aggressiven *Blick*-Kampagne um eine verbale Entgleisung den Sessel räumte. Frank A. Meyer setzte in seiner sonntäglichen Kolumne den Grabstein auf Frickers Karriere: «Sprachtäter!»

Irène Kälin verwahrte sich gegen den Verdacht, ihr Partner De Schepper habe den Abschuss ihres Vorgängers eingefädelt. Genauso könnte es natürlich Zufall sein, dass die Ringier-Presse den herausragenden Schriftsteller Pedro Lenz, mit dem De Schepper in Olten eine Kneipe betreibt, bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit lobpreist. Und dass sich Pedro Lenz mit einem entrüsteten Brief über den eklatanten Rassismus gegen den Belgier De Schepper revanchiert. ○

Lenken macht Spass

Notenbanken haben eine ausgeklügelte Kommunikation gegenüber dem Publikum entwickelt, um die Wirtschaft optimal zu steuern. Ein Blick auf überregulierte Länder zeigt, wohin das führt.

Von Kurt Schiltknecht

Die Pressekonferenzen der grossen Notenbanken sind in den letzten Jahren zu immer grösseren Medienereignissen geworden. Vor den Konferenzen wird über die möglichen geldpolitischen Ankündigungen spekuliert, und anschliessend ist Textexegese angesagt. Der mediale Rummel um die Geldpolitik ist neueren Datums und nicht zwangsläufig Ausdruck einer besseren Geldpolitik. Die Änderungen in der Kommunikationspolitik der Notenbanken haben ihren Ursprung in der Entwicklung der Theorie der rationalen Erwartungen. Diese wurde in den inflationären siebziger Jahren von einer Gruppe von amerikanischen Ökonomen um Lucas, Wallace und Sargent entwickelt.

Die Theorie beruht auf der Beobachtung, dass die Wirtschaft geld- und fiskalpolitische Entscheidungen nicht passiv über sich ergehen lässt, sondern deren zu erwartende Wirkungen in ihre eigenen Entscheidungen einbaut. Um zu verhindern, dass man sich in Unternehmen und Haushalten wegen einer unsteten Geldpolitik falsche Erwartungen bildet, die sich dann ungünstig auf die Wirtschaftsentwicklung auswirken, forderten vor allem monetaristische Kreise eine nicht aktivistische, mittelfristig angelegte Geldpolitik. Nach Auffassung des früheren Gouverneurs der britischen Notenbank, Mervyn King, würde es genügen, wenn die Märkte wüssten, wie eine Notenbank auf Anzeichen einer Inflation oder Rezession reagiert. Diese vom monetaristischen Gedankengut geprägte Geldpolitik hat sich in den neunziger Jahren weltweit bewährt und zu einer langen Wachstumsphase geführt.

Unnötige Fesseln

Für viele Ökonomen und Notenbankvertreter reichte diese für den Betrachter langweilige Geldpolitik nicht. Sie waren der Meinung, dass eine Notenbank mit einer guten Informationspolitik noch mehr leisten könnte. Insbesondere könnten mit präzisen Angaben über die künftige Geldpolitik die für das Zinsniveau und die realen Zinsen wichtigen Inflationserwartungen gezielt gesteuert werden. Einzelne Ökonomen verstiegen sich zur Behauptung, dass der Beeinflussung der Inflationserwartungen eine noch grössere Bedeutung zukomme als der Veränderung der offiziellen Zinssätze. Bei Ökonomen ist der geldpolitische Ansatz beliebt, weil sich die Erwartungen in den Modellen immer so variieren lassen, dass am Schluss die gewünschten Ergebnisse herauskommen.



Geldpolitischer Aktivismus.

Auf dem Papier ist die Steuerung der Inflationserwartungen in der Tat ein elegantes Instrument zur Lösung von Wachstumsproblemen. Doch Theorie und Praxis sind zwei Paar Stiefel.

Einer, der sich diese Theorie zu eigen machte, war der frühere amerikanische Notenbankchef Ben Bernanke. Er war überzeugt, dass mit

Für das neue Jahr würde ich den Regierungen und Politikern Einsicht wünschen.

inflation targeting und mit *forward-looking statements* die Erwartungen der Wirtschaft und der Finanzmärkte so beeinflusst werden können, dass Krisen überwunden und vermieden werden. Andere Notenbanken argumentierten ähnlich. In der Folge wurde der Kommunikation ein immer grösserer Stellenwert eingeräumt.

Deshalb erstaunt es auch nicht, dass praktisch täglich ein Notenbankexponent über Geldpolitik spricht und die Medien darüber berichten.

Bis heute gibt es allerdings keine Untersuchungen, die schlüssig zeigen würden, dass die Notenbanken mit ihren vielen Aussagen die Inflationserwartungen oder das Geschehen in der Wirtschaft nachhaltig beeinflusst haben. Von der Beachtung in den Medien geblendet, überschätzen sich die Notenbankexponenten, wenn sie glauben, mit ihren Aussagen die Erwartungen der Wirtschaft steuern zu können. Problematisch wird es vor allem dann, wenn – so wie das beispielsweise bei der Europäischen Zentralbank (EZB) noch der Fall ist – die Liquiditätsschöpfung vom Erreichen eines Inflationsziels abhängig gemacht wird. Mit solchen Verknüpfungen legen sich die Notenbanken unnötige Fesseln an. Das Einzige, was sie bisher damit erreicht haben, ist eine übermässige Li-

quiditätsausweitung. Diese wiederum hat zu Verzerrungen auf den Finanzmärkten geführt. Deren mittelfristige Folgen für die Wirtschaft lassen sich noch nicht abschätzen. Sicher ist nur, dass die Notenbanken beim Auftreten einer neuen, unerwarteten Krise wegen ihrer aufgeblähten Bilanzen kaum mehr Spielraum für geldpolitische Aktionen haben. Schon aus diesem Grund sollten die Notenbanken umgehend mit dem Abbau ihrer übergrossen Bilanzen beginnen. Ein solcher Schritt drängt sich umso mehr auf, als die wirtschaftliche Situation – und jene der Schweiz bildet da keine Ausnahme – dies schon seit einiger Zeit zulassen würde.

Gefühl der Überlegenheit

Geldpolitischer Aktivismus ist nicht neu. Aber bisher hat er sich noch nie ausbezahlt. Doch es sind nicht nur die Notenbanken, die mit ihrem Aktivismus zum Ausdruck bringen, dass sie besser als die Wirtschaft in der Lage seien, die künftigen Entwicklungen vorauszusehen. Weil sie sich überlegen fühlen und ihnen das Vertrauen in die selbstheilenden Kräfte der Märkte fehlt, begnügen sich weder die Vertreter der Notenbanken noch die anderen Wirtschaftspolitiker mit der Festsetzung von einfachen Rahmenbedingungen. Sie fühlen sich qualifiziert, mit detaillierteren Eingriffen in das Wirtschaftsgeschehen die Bürger und die Wirtschaft in die «richtigen» Bahnen zu lenken. Es gibt kaum einen Tag, an dem uns die Politiker und ihre Beamten nicht sagen würden, was für die Zukunft unserer Gesellschaft gut ist, was wir kaufen oder tun und lassen sollten. Besonders krass zeigt sich diese Haltung in der Energiepolitik. In diesem Bereich wissen die Regierenden und die Beamten genau, wie und wo Energie gespart werden muss und wie und in welcher Form sie künftig gefördert werden soll.

Hätte ich für das neue Jahr einen Wunsch frei, würde ich den Regierungen und Politikern die Einsicht wünschen, dass sie mit dem Festsetzen von einfachen Rahmenbedingungen den grössten Beitrag zu einer erfolgreichen Gestaltung unserer Zukunft leisten. Aber nicht nur die Politiker, auch die Bürger müssen wieder erkennen, dass eine Gesellschaft sich umso erfolgreicher entwickelt, je mehr Freiraum den innovativen und kreativen Leuten gewährt wird. Es ist arrogant, zu glauben, dass nur die Regierungen, die Politiker und Beamten ihre Verantwortung gegenüber der Gesellschaft wahrnehmen würden. Welchen Beitrag die Wirtschaft und die einzelnen Bürger zur Lösung gesellschaftlicher Probleme leisten können, zeigt bereits ein kurzer Blick auf überregulierte oder sozialistisch geprägte Länder. Diese haben sich noch nie durch grossen Wohlstand und viel Rücksicht auf die Umwelt hervor getan.

Kurt Schiltknecht ist ehemaliger Chefökonom der Schweizerischen Nationalbank.

Freisinn

Unwegames Gelände

Andri Silberschmidt hat ein politisches Glanzjahr hinter sich. Doch die Bewährungsprobe für den Präsidenten der Jungfreisinnigen folgt jetzt.

Silbi» auf allen Kanälen: Homestory (mit Freundin) in der *Schweizer Illustrierten*, Gastbeiträge in Zeitungen von der NZZ bis zum *Tages-Anzeiger*, Kolumne «#PräsiChat» (gemeinsam mit Juso-Chefin Tamara Funciello) im *Blick am Abend*, ein Auftritt in der Talkshow von Roger Schawinski im Schweizer Fernsehen – 2017 war das Jahr, in dem Andri Silberschmidt zum Inbegriff des bürgerlichen Jungpolitikers wurde. Dazu trug vor allem die Abstimmung zur «Altersvorsorge 2020» (AV 2020) bei.

In der siegreichen Kampagne unter Federführung von Silberschmidts Mutterpartei, der FDP Schweiz, setzten die alten Politstrategen auf junge Stimmen. Der Präsident der Jungfreisinnigen übernahm diese Rolle; er wirbelte von Interview zu Interview, von Podium zu Podium und war sich für kaum einen Mediengag zu schade.

Solo im FDP-Konzert

Als junge Speerspitze gegen die AV 2020 war der junge Bankangestellte mit dem makellosen äusseren Auftritt in seinem Element. Sein Solo im Konzert der FDP-Kampagne geriet so einwandfrei wie seine stets sorgsam gegelte Frisur. Als «kantenlos erfolgreich» titulierte ihn die NZZ am Sonntag – auf Facebook kommentierte Silberschmidt, er sei vielleicht «kantenlos», aber «nicht farblos». Ein Politiker also, der seine Person ins rechte Licht zu rücken weiss, dabei aber sorgsam darauf achtet, nicht anzuecken?

Das Jahr 2018 hält drei Prüfungen der politischen Substanz von Silberschmidt bereit. Zurzeit konzentriert er sich auf die Unterschriftensammlung für das Referendum gegen das Geldspielgesetz. Hierfür hat der Chef der Jungfreisinnigen eine bemerkenswerte Allianz geschmiedet, welche, abgesehen von den Juso, sämtliche Jungparteien von den Jungen Grünen bis zur Jungen SVP umfasst. Dieses Gesetz sieht vor, mit sogenannten Netzsperrern die Websites ausländischer Casinoanbieter für Schweizer Internetnutzer zu blockieren. Die Jungparteien sehen darin ein gefährliches Präjudiz für Zensur im Internet.

Den Karren bei dem Referendum ziehen vor allem die Partei von Andri Silberschmidt und die Jungen Grünliberalen um ihre Co-Präsidentin Anaïs Grandjean. Doch die Sammlung in der kalten Jahreszeit gerät zur Zitterpartie. Bis Ende Dezember waren rund 40 000 Unterschriften zusammengelassen – benötigt werden bis am 18. Januar 50 000 beglaubigte Signaturen.



Salonfähig: Parteichef Silberschmidt.

Für Silberschmidt ist das Engagement bei diesem Thema kaum riskant; die FDP unterstützt zwar im Gegensatz zum Jungfreisinn das Gesetz, das Thema hat aber keinen besonderen Stellenwert. Der Einsatz für die Freiheit im Internet ist eine «Jugendsünde» von der Art, wie sie im Freisinn salonfähig ist (und für Silberschmidts Parteikarriere ungefährlich).

Viel heikler wird es bei der Volksinitiative «No Billag». Für den Präsidenten der Jungpartei, welche die Initiative zuvorderst mit lanciert hat, handelt es sich dabei um ein Hochrisikogelände. Das FDP-Establishment versteift sich nämlich auf ein «Nein» und wirft beträchtliches politisches Kapital in die Waagschale, damit die Delegierten in Biel am 13. Januar eine entsprechend klare Parole fassen. Umfragen zeigen aber, dass die Basis das Vorhaben nicht klar ablehnt. Anders als beim parteipolitisch harmlosen Thema der Netzsperrern ist Andri Silberschmidt bislang in der «No Billag»-Debatte so gut wie abwesend. Die Ja-Seite vertritt in Biel ein Kollege aus dem Parteivorstand.

Silberschmidts Zurückhaltung dürfte auch mit den Gemeinderatswahlen in der Stadt Zürich zu tun haben, die am selben Tag wie die «No Billag»-Abstimmung stattfinden. Hier möchte der Jungpolitiker seine Bekanntheit zur Wahl in ein erstes Legislativamt nutzen. Ein Selbstläufer wird dies für Silberschmidt allerdings nicht. Die Mutterpartei hat ihn in der Liste für die Stadtkreise 7 und 8 auf den stiefmütterlichen siebten Platz gesetzt. Bei den letzten Wahlen 2014 erlangte die FDP in diesem Wahlkreis mit einem guten Wahlergebnis Anspruch auf vier Sitze. Die Strategie der Kantenlosigkeit droht an ihre Grenzen zu stossen.

Florian Schwab

«Dein Stil ist dein Profil»

Anita Fetz, Basler SP-Ständerätin, hat einen Frauen-Reiseführer über ihre Heimatstadt geschrieben. Im Gespräch erzählt sie, was das Besondere an Basel ist, warum die Stadt national ein Mauerblümchen ist und welche Rolle der Frauenbewegung heute noch zukommt. *Von Katharina Fontana und Lucian Hunziker (Bild)*

Es sind rund 350 Frauen, die Anita Fetz in ihrem Reiseführer «my baasel» vorstellt: erfolgreiche Geschäftsfrauen, Wissenschaftlerinnen, Handwerkerinnen, Wirtinnen und viele mehr, die Basel vom Mittelalter bis heute geprägt haben. Auch Anita Fetz selber, Historikerin und seit langem als selbständige Unternehmensberaterin tätig, hat in Basel Spuren hinterlassen. Sie entwickelte sich vom eigentlichen Bürgerschreck zur angesehenen Ständerätin, die den Stadtkanton seit 2003 unangefochten in Bern vertritt. 2019 ist Schluss, die 60-jährige Sozialdemokratin kann wegen einer Amtszeitbeschränkung nicht nochmals kandidieren.

Frau Fetz, in Ihrem Stadtführer stellen Sie eine Fülle von tatkräftigen Frauen vor. Welchen Einfluss hatten die Frauen auf die Entwicklung von Basel?

Einen ganz entscheidenden. Ich bin in allen Lebensbereichen, von der Arbeit über Bildung, Politik, Wirtschaft bis zu Kunst und Architektur, auf interessante Frauen gestossen. Meine Motivation war, das Vergessene sichtbar zu machen und zu zeigen, dass Frauen nicht einfach immer und generell unterdrückt waren. Es gab in jedem Jahrhundert bis in unsere Zeit hinein Frauen, die sich mit grosser Kraft über die Konventionen hinweggesetzt und die Grenzen hinausgeschoben haben.

Das trifft auch auf Sie selber zu. Sie gehörten in den 1970er und 1980er Jahren zu den treibenden Kräften der Basler Frauenbewegung.

Wir stürmten am Anfang radikal auf alles los, was für die patriarchale Gesellschaft stand. Wir fühlten uns keineswegs als arme *Huscheli*, im Gegenteil. Bei uns galt das Motto: «Hey Ladys, jetzt mischen wir die Stadt auf, wir sprengen die Grenzen und holen, was uns zusteht! Und das mit viel Spass!» Das Buch ist implizit auch eine Hommage an meine Generation. Es sind ausserordentlich viele Frauen damals aufgebrochen und haben sich in der Politik, im Beruf oder in Kunst und Wissenschaft durchgesetzt. Sie alle wussten, dass frau Rechte und Freiheit nicht geschenkt bekommt, sondern sich nehmen muss. Diese Frauen, die heute langsam ins AHV-Alter kommen, haben in Basel sehr viel bewegt. **Offenbar mit Erfolg. Basel wirkt heute sehr anziehend auf Frauen, es gibt einen**

Frauenüberschuss. Was ist so attraktiv am Rheinknie?

Städte sind generell ein gutes Umfeld für Frauen – besser als das Land. In der Stadt gibt es Arbeit und wenig Sozialkontrolle, das braucht eine Frau einfach, wenn sie ein freies Leben führen will. Heute kommen Frauen vorwiegend wegen der Ausbildung nach Basel, sie finden hier gute Jobs und bleiben, weil die Lebensqualität hoch ist. Und dank der von den Linken vorangetriebenen Krippenoffensive kann man auch als berufstätige Mutter hier gut leben, auch wenn die Tarife für viele noch zu hoch sind.

«Basel tickt anders», lautete ein Werbeslogan. Inwiefern ist Basel besonders?

Prägend ist sicher unsere Grösse und Lage. Wir sind ein winziger Stadtkanton an der Grenze, 37 Quadratkilometer klein. Es ist übersichtlich hier, die Leute kennen sich. Unsere Kleinheit schafft gleichzeitig auch Probleme, denn wo man hinkommt, trifft man auf Grenzen. Die Verkehrspolitik etwa wird dadurch sehr kompliziert.

Basler gelten als speziell weltoffen. Zu Recht?

Zweifellos. Basler und Baslerinnen interessieren sich fürs Lokale und fürs Internationale. Sie sind aber nicht national eingestellt. Denn vom Rest des Landes fühlen sie sich nicht ernst genommen, ja übergangen. Das hat viel mit der Geschichte zu tun. So ist im kollektiven Gedächtnis immer noch tief drin, dass Basel im Zweiten Weltkrieg nicht verteidigt worden wäre. Und obwohl Basel

«Hey Ladys, jetzt mischen wir die Stadt auf, wir sprengen die Grenzen und holen, was uns zusteht!»

in der Wirtschaft, der Forschung, der Kunst und der Kultur ungeheuer kraftvoll ist, kennt man die Stadt in Bundesbern zu wenig. Dass Basel beispielsweise den einzigen Hochseehafen der Schweiz hat, war vielen in Bern lange nicht bewusst.

Basel spielt in der Bundespolitik praktisch keine Rolle, ist etwa seit über 40 Jahren nicht mehr in der Landesregierung vertreten. Warum ist Basel national ein Mauerblümchen?

Es sind wohl drei Gründe: Basel ist zu weit vom Zentrum weg, es ist zu klein, und es gilt als reich. «Die brauchen nichts», so die

Haltung in Bundesbern. Zudem herrscht eine ländlich geprägte Binnensicht vor, die Grenzsituation von Basel, Genf und Tessin interessiert auf Bundesebene wenig.

Anders als im Tessin, wo die italienischen Grenzgänger für erheblichen Unmut sorgen, scheinen die zahlreichen Elsässer und Deutschen in Basel kein grosses Thema zu sein. Wieso?

Das hat entscheidend mit der Tradition zu tun: Basel war immer offen für Fremde. Auch verfolgte man hier eine ganz andere Standortpolitik als im Tessin. Man wollte keine Tieflohnbranchen, und man ist strikt bei der Einhaltung der Mindestlöhne.

Apropos reich: In Basel werden regelmässig millionenschwere Kunstinstitutionen durch Damen der Gesellschaft, aus dem *Daig*, finanziert.

Der Einfluss dieser Frauen aus den vermögenden Familien war sehr stark und ist es immer noch. In Basel prahlt man nicht, anders als etwa in Zürich gibt es hier auch keine Glamourszene. Man gibt sich zurückhaltend und lebt zurückgezogen. Bei den Familien aus dem *Daig* gilt auch die Haltung, dass man der Gesellschaft etwas zurückgibt. Und so werden grosszügig Kunstwerke oder Kulturgebäude finanziert. Das ist allerdings nicht nur unproblematisch, denn für den Betrieb müssen die Steuerzahler aufkommen.

Kommen wir zum Thema Frauen. Rechtlich ist die Gleichstellung realisiert, dennoch gelten die Frauen immer noch als benachteiligte Wesen. Sehen Sie das auch so?

Ja und nein. Es gibt heute noch zwei Dinge, die man angehen muss: zum einen das Steuersystem. Es braucht die Individualbesteuerung, damit verheiratete Frauen nicht länger diskriminiert werden, wenn sie arbeiten. Zum anderen die Lohngleichheit. Zwar haben die Lohnunterschiede deutlich abgenommen, doch wir sind noch nicht da, wo wir sein sollten.

Wenn es um den Lohn geht, versagen aber auch die Frauen selber: Sie sind furchtbar schlecht im Verhandeln.

Zum Teil ja. Ich habe Dutzende von Frauen gecoacht, die glänzend verhandeln konnten, solange es nicht um den eigenen Lohn ging. Lohngespräche sind aber auch nicht einfach: Tritt eine Frau als selbstbewusst auf, gilt sie schnell als arrogant. Doch das kann frau lernen.



«In Basel prahlt man nicht»: Politikerin Fetz im Dezember am Rhein.

Worauf sollten die Frauen besonders achten?

Ganz wichtig ist der Lohn beim Berufseinstieg: Hier entstehen die grössten Unterschiede zu den Männerlöhnen. Die Frauen sollten den Lohn daher nicht dem Zufall überlassen. Das heisst aber noch lange nicht, dass der Gesetzgeber nicht auch etwas tun und die Firmen bei der Lohnfrage nicht vermehrt in die Pflicht nehmen soll.

Hand aufs Herz: Kommt der heutigen Frauenbewegung nicht langsam das Thema abhandeln?

Meine Generation war sicher motivierter, weil wir damals tatsächlich viel weniger Rechte hatten als die Männer. Gleichzeitig muss man sehen, dass sich Europa und auch die Schweiz heute politisch nach rechts entwickeln. Das ist immer gefährlich für Frauen, weil es die Rollen normiert. Frauen sollten also wachsam sein. Für ganz gravierend halte ich den bösartigen Sexismus in den sozialen Medien.

Stichwort Sexismus: Man konnte in den letzten Wochen – ausgehend vom Fall des Ex-CVP-Nationalrats Yannick Buttet – den Eindruck bekommen, dass im Bundeshaus Sodom und Gomorrha herrsche.

Das Thema wurde völlig überzeichnet. Parlamentarierinnen sind nicht von ihren Ratskollegen abhängig. Wenn einer ihnen zu nahe tritt, können sie sich wehren, und sei es mit einer Ohrfeige. Meiner Erfahrung nach weiss die grosse Mehrheit der Männer genau, wo es kippt. Dass der Fall von Yannick Buttet derart zu reden gab, lag an der Doppelmoral: Nach aussen erkonservative Familienwerte verteidigen und hintenrum anderen Frauen nachsteigen, das geht nicht. **Tragen auch die Frauen eine Verantwortung? Leistet eine Frau, die sich speziell figurbetont anzieht, dem Sexismus Vorschub?**

Jede Frau soll herumlaufen können, wie sie will. Kein Mann hat das Recht, sich ihr gegenüber etwas herauszunehmen. Im Beruf allerdings sollte sich eine Frau trotzdem überlegen, wie sie wirkt und welche Signale sie aussendet. Ich sage immer: «Dein Stil ist dein Profil.»

Was halten Sie von Frauen, die sich als Feministinnen bezeichnen und sehr gezielt ihre Körper einsetzen? Zum Beispiel Femen, die mit Oben-ohne-Aktionen für Frauenrechte einstehen?

Das wäre jetzt nicht mein Weg (*lacht*), aber die Femen-Aktivistinnen erzielen ja prompt eine maximale Aufmerksamkeit. So gese-

hen, muss man ihnen zugestehen: Frauen, ihr macht einen super Job!

Widersprüchlich ist ein solches Verhalten aber schon.

Natürlich. Aber jede Frau muss selber wissen, was sie tut. Ich sehe das völlig undogmatisch: Man soll das machen, was man für richtig ansieht, und sich möglichst clever den Weg bahnen.

Was denken Sie, wird die Sexismus-Debatte, durch behördliche Flirt-Leitfäden und anderes, den Umgang zwischen Frauen und Männern hierzulande verändern?

Das glaube ich nicht. Niemand will Verhältnisse wie an amerikanischen Unis, wo ein Mann und eine Frau teils nur nach formeller Willensbekundung Sex haben dürfen. Das wäre ein totaler Rückschritt. Dann wären wir bald wieder bei der Prüderie des 18. Jahrhunderts, wo in Basel das Parlament den Frauen vorgeschrieben hat, wie lang ihr Rock und wie tief ihr Ausschnitt zu sein hatte. Fürchterlich!



Anita Fetz: my baasel, Xanthippe. 200 S., Fr. 34.80.

«Kolonialismus war eine gute Sache»

Der Westen müsse seinen Schuldkomplex überwinden und seine Kolonialgeschichte positiv sehen, fordert der kanadische Politologe Bruce Gilley. Viele Afrikaner wünschten sich sogar eine Rekolonialisierung ihrer Länder. Sie wäre im Interesse aller Beteiligten. *Von Wolfgang Koydl*

Ausser «Faschismus» ist vermutlich kein anderer Begriff so negativ besetzt wie «Kolonialismus». In ihm schwingen blinder Rassismus, habgierige Ausbeutung und grausame Unterdrückung mit. Ihn zu verteidigen, entspräche in etwa dem Versuch, Adolf Hitlers menschliche Seiten zu loben.

Doch der Kanadier Bruce Gilley hat genau dies getan. Der Politologe, der an der Portland State University im US-Bundesstaat Oregon lehrt, hat nachgewiesen, dass die Herrschaft europäischer Mächte über grosse Teile der Welt im Grossen und Ganzen segensreich für die kolonialisierten Völker war. Es ging ihnen wirtschaftlich besser als heute, sie hatten eine funktionierende Verwaltung und Justiz, und ethnische und religiöse Minderheiten sowie Frauen waren rechtlich geschützt. Dennoch – oder vielleicht gerade deswegen – löste sein Artikel «The Case for Colonialism» im angesehenen Fachblatt *Third World Quarterly* eine Welle von Hass und Schmähungen aus. Lange wollte sich Gilley nicht öffentlich äussern. Nun gab er der *Weltwoche* sein erstes Interview.

Mister Gilley, trauen Sie sich eigentlich noch in Länder wie den Kongo, Bangladesch oder Nigeria?

Aber sicher. Ich glaube, dass man mich mit Girlanden schmücken und mit Öl salben würde.

Obwohl Sie den Leuten gesagt haben, sie sollten mit dem Gejammere aufhören und anerkennen, dass der Kolonialismus gar nicht so schlecht war.

Die meisten Menschen dort haben doch selbst schon vor langem mit dem Jammern aufgehört. Ich glaube, dass viele einfache Menschen überhaupt nie gejammert haben. Der Antikolonialismus war eine Ideologie der Eliten, eine Ideologie politischer Interessen. Sie wurde den Bevölkerungen mit emotionalen Rassenappellen übergestülpt. Seit etwa zwanzig Jahren aber erkennen diese Völker allmählich, dass sie übertölpelt und betrogen wurden, dass der antikolonialistische Nationalismus schädlich war und dass sie auf einen kolonialen Kurs zurückkehren sollten. Jene Länder, die den Kolonialismus am heftigsten zurückwiesen, haben sich am schlechtesten entwickelt.

Sie zitieren Zahlen der Vereinten Nationen, wonach es den meisten Ex-Kolonien schlechter oder zumindest nicht besser



«Reife Leistung»: europäische Ärzte in Afrika, 1903.

geht als zum Zeitpunkt der Erlangung ihrer Unabhängigkeit.

Das trifft absolut auf den grössten Teil Afrikas zu. Die Wirtschaftslage vieler Staaten ist schlechter als beim Ende der Kolonialherrschaft vor über einem halben Jahrhundert.

«Ich glaube, dass man mich mit Girlanden schmücken und mit Öl salben würde.»

Wenn man das mit dem Anstieg von Wohlstand und dem technologischen Fortschritt in anderen Teilen der Welt vergleicht, dann ist das schon eine reife Leistung! In den meisten Kolonien waren zudem die Rechte von ethnischen Minderheiten und von Frauen garantiert. Und sie hatten eine funktionierende Verwaltung und Justiz. Der Antikolonialismus andererseits hat zu weit-

verbreitetem menschlichem Elend geführt. Es ist an der Zeit, eine Lanze für diese Opfer des Antikolonialismus zu brechen.

Wie erklären Sie die Grausamkeiten Belgiens im Kongo oder die Art und Weise, wie die Spanier Lateinamerika ausplünderten? Das sind keine Beispiele für gute Regierung und Verwaltung.

In dieser Debatte ist es enorm wichtig, präzise zu sein und sich auf Fakten zu verlassen. Was Spanier und Portugiesen in Südamerika betrifft, so haben Sie recht. Sie machten mit den Einheimischen das, was diese selbst einander angetan hatten und was Menschen leider immer und überall einander antun: plündern, versklaven, erobern. Aber mein Artikel befasst sich mit der «zweiten Welle des Kolonialismus» ab Mitte des 19. Jahrhunderts. Von da an galten für den Kolonialismus dieselben Normen, welche die Kolonialstaaten bei sich zu Hause anwendeten.

Es setzte sich die Erkenntnis durch, dass man gewisse Verpflichtungen gegenüber kolonisierten Völkern hatte. Dieser Paradigmenwechsel machte den Kolonialismus sehr segensreich.

Die «Bürde des weissen Mannes», von der Rudyard Kipling sprach?

Er wollte damit die USA animieren, sich an dieser grossen Unternehmung zu beteiligen. Kipling sah, dass der späte Kolonialismus die moralische Pflicht hatte, die unterworfenen Völker zu erheben und nicht nur auszuplündern.

Und was ist mit dem Kongo?

Das ist wahrscheinlich das am meisten missverstandene Beispiel. Der Kongo wurde erst 1908 eine belgische Kolonie. Vorher war er der Privatbesitz von König Leopold II. Und genau wegen der Probleme, die damals entstanden, wurde der Kongo zur belgischen Kolonie. Wenn man den Kolonialismus untersucht, muss man nach der Alternative fragen: Kolonialismus anstelle von was? In fast allen Fällen des frühen Kolonialismus war die Alternative eine Art privater Herrschaft von Abenteurern oder Händlern, die Abmachungen mit örtlichen Potentaten trafen, die ihnen Waffen und Alkohol verkauften im Gegenzug für Konzessionen zur Ausbeutung von Rohstoffen. Der spätere Kolonialismus war eine viel bessere Alternative. Der Kongo ist ein Paradebeispiel dafür, warum man den Kolonialismus brauchte. Mit der Errichtung der Kolonie 1908 wurden Frieden und Ordnung hergestellt, wurden die Missbräuche bei der Kautschukernte beseitigt. Die Herrschaft König Leopolds II. ist kein Beispiel für Kolonialismus. Sie zeigt nur, was schief läuft, wenn es keinen Kolonialismus gibt.

Aber stimmt es nicht, dass der Kolonialismus den Kolonisator reicher und den Kolonisierten ärmer machte?

Grundsätzlich ist Kolonialismus gut für eine Volkswirtschaft, weil er Verdienstmöglichkeiten schafft und gegenseitige Verbindungen stärkt. Ausserdem waren die Kolonien ganz und gar nicht von Nutzen für die Kolonialherren. Das galt vor allem für die Spätphase, als viel Entwicklungshilfe floss. Deshalb gaben die Kolonialmächte in den fünfziger Jahren so schnell auf. Ich wünschte, der Kolonialismus wäre profitabler gewesen, dann hätten sie ein Interesse gehabt, das System länger fortzusetzen. Aber die Kolonien waren ein Aderlass für ihre Wirtschaft und

kein Nutzen. Ihre eigenen Bevölkerungen litten nach dem Zweiten Weltkrieg an Lebensmittelknappheit. Ausserdem wurden die Kolonialisten immer öfter in den Vereinten Nationen attackiert. Welches Interesse an den Kolonien sollte da ein Steuerzahler aus der englischen oder französischen Mittelklasse haben, wenn er nichts davon hatte?



Standhaft: Wissenschaftler Gilley.

Was ist mit multinationalen Grosskonzernen, die heute nach Kolonialart die Bodenschätze armer Länder ausbeuten?

Auslandsinvestitionen brauchen auf der Gegenseite einen funktionierenden Staat als Partner. Aber auch wenn es den nicht gibt, geht es den betroffenen Ländern oft besser. Immerhin bieten die Investoren Arbeitsplätze. Ausserdem erhöhen sie indirekt die Kreditwürdigkeit der Staaten, in denen sie operieren. Wenn der Staat dabei versagt, diese Unternehmen zu besteuern und den Nutzen aus den Investitionen dem eigenen Land zugutekommen zu lassen, ist das ein Problem des Staates. Was uns wieder zu der Frage führt, warum wir es so weit haben kommen lassen, dass eine Garantie für eine gute Staatsführung verteufelt wurde, nämlich die Beteiligung eines funktionierenden westlichen Staates an der Macht des schwachen Staates.

In Ihrem Artikel fordern Sie nicht nur eine Neubewertung des Kolonialismus, sondern auch eine Rekolonialisierung. Wie soll das denn funktionieren?

Wir müssen aufhören, «Kolonialismus» als Schimpfwort zu verwenden. Das hindert uns, aus der Vergangenheit zu lernen. Ausserdem betrügen wir uns damit selber, indem wir etwa glauben, dass die heutige Zusammenarbeit mit Ex-Kolonien eine Kooperation unter Gleichen ist. Es ist ein Schwindel, zu sagen, wir produzierten etwas gemeinsam. Wenn diese Länder allein dazu in der Lage wären, brauchten sie uns nicht. Aber diese Staaten können das nicht. Wir dürfen uns nicht hinter Euphemismen wie «geteilte Souveränität» verstecken, sondern müssen das Kind ehrlich beim Namen nennen: Kolonialismus.

Sie glauben wirklich, dass sich Ex-Kolonien darauf einlassen?

Die Reform der Polizei von Sierra Leone durch Grossbritannien Anfang des Jahrtausends war ein Beispiel. Ausserdem gibt es Beispiele, etwa auf den Salomonen oder in Guatemala, für formelle, vertragliche Regelungen, die das entwickelte Land an der Macht im Entwicklungsland beteiligen. Das ist entscheidend, denn ohne Machtbeteiligung fühlt sich niemand rechenschaftspflichtig.

Das klingt nach dem britischen Kondominium über Ägypten zu Beginn des 20. Jahrhunderts, als britische Minister und Beamte Schlüsselstellen im Staat besetzten.

Absolut. In einem solchen System behält sich der entwickelte Staat das Recht vor, Entscheidungen für ungültig zu erklären, die seiner Ansicht nach nicht im Interesse des Entwicklungslandes

sind. In der Realität wurde diese Vollmacht in Ägypten aber nie angewendet, da ihre blossе Existenz die örtlichen Machthaber vor jeder Korruption und jedem Machtmissbrauch glaubwürdig abschreckte. Was ohne so ein Vetorecht passiert, sieht man heute: Da wird ohne Bedingungen Geld gezahlt. Heute wissen wir, dass diese Entwicklungshilfe eine gigantische Geldverschwendung gewesen ist. Warum? Weil am Ende keiner Rechenschaft ablegen muss.

Sie sagten, Afrikaner würden Sie wahrscheinlich mit Girlanden empfangen, weil sie mit Ihrer Analyse übereinstimmen. Warum beleben wir dann nicht einfach den Kolonialismus wieder? Was hindert uns daran?

Dieser Schuldkomplex, unser koloniales Schuldgefühl. Deshalb brauchen wir eine Art von intellektuellem Wandel, der es uns

»» Fortsetzung auf Seite 42

Vom Rufmord zum Mordaufruf

Die Kampagne gegen den kanadischen Kolonialismusforscher Bruce Gilley ist ein Lehrbeispiel für die Gefahren, die der freien akademischen Forschung drohen.

Wie ein radikaler Bilderstürmer sieht der schwächliche Mann mit den roten Haaren nicht aus, und doch hat Bruce Gilley im letzten Jahr mit einem einzigen Fachartikel in der akademischen Welt einen gewaltigen Sturm der Entrüstung ausgelöst. Der stille Professor von der Portland State University im amerikanischen Bundesstaat Oregon wurde als «Faschist» und «Rassist» geschmäht, man zog seine akademischen Qualifikationen in Zweifel und verlangte von seiner Alma Mater, der angesehenen Princeton University, ihm den Dokortitel abzuerkennen. In den sozialen Medien gipfelte die Welle des Hasses in Morddrohungen, so dass Gilley sich schliesslich gezwungen sah, den Artikel zurückzuziehen. Doch von seiner Überzeugung ist er kein Jota abgewichen.

Unumstössliche Tatsachen

Was war geschehen? Der 51-jährige Politologe hatte getan, was Wissenschaftler gemeinhin tun sollten: anscheinend unumstössliche Tatsachen zu hinterfragen und sie unter einem neuen Blickwinkel auszu-leuchten. Er tat dies nicht in einem obskuren Blog oder auf der Website einer suspek-

ten Vereinigung, sondern auf den Seiten einer der angesehensten politischen Fachzeitschriften, der in London erscheinenden *Third World Quarterly*.

Gilley stellte die Frage, warum die Geschichte des westlichen Kolonialismus in Afrika, Asien und Lateinamerika pauschal verteufelt werde. Das Ergebnis seiner Forschungen: Der Kolonialismus war vor allem seit der Mitte des 19. Jahrhunderts im Grossen und Ganzen segensreich für die kolonialisierten Völker. Sehr viel verheerender und schädlicher für die Völker der ehemaligen Dritten Welt, so Gilley, sei die Ideologie des Antiimperialismus und Antikolonialismus gewesen. Sie «verwüstete ganze Länder, indem nationalistische Eliten die analphabetischen Massen aufwiegelten, die Marktwirtschaft, pluralistische und verfassungsmässige Institutionen und rationale politische Prozesse zu zerstören, die von europäischen Kolonialmächten eingerichtet» worden seien. In unserem «Zeitalter der Entschuldigungen» für die Untaten der Kolonialmächte fehle die Verurteilung der Verbrechen, die der Antikolonialismus verübt habe. Der Artikel schlug wie eine Bombe ein und bewies nebenbei Gilleys These, dass die Geschichte des Kolonialismus kein Gegenstand wissenschaftlicher For-

schung ist, sondern ein Glaubensbekenntnis. Die Verderbtheit des Kolonialismus anzuzweifeln, ist Anathema.

Rückzug des Beitrages

Als Erstes traten fünfzehn Mitglieder des dreissigköpfigen Redaktionsrates des *Third World Quarterly* unter Protest zurück – obwohl sie Gilleys Artikel nach Angaben von Chefredaktor Shahid Qadir vor der Veröffentlichung gelesen hatten. Eine Online-Petition, die eine Entschuldigung der Zeitschrift und einen Rückzug des Beitrages forderte, wurde binnen kürzester Zeit von über 16 000 Personen unterzeichnet.

Eine Mitinitiatorin, Jenny Heijun Wills von der kanadischen Winnipeg-Universität, verstieg sich gar zu der Behauptung, dass Gilley «Leben und Sicherheit von Flüchtlingen» gefährde, weil er weisse Rassisten ermutige. Was niemand erwähnte: Migrant*innen können unter anderem gerade deshalb so ungehindert in den Westen strömen, weil sie sich auf den tiefsitzenden kolonialen Schuldkomplex in westlichen Gesellschaften verlassen können – einen Komplex, den Gilley überwinden möchte.

Unter dem Ansturm der Attacken «verlor ich kurzfristig mein Selbstvertrauen», gestand Gilley ein. Er entschuldigte sich auf seiner Website und zog den Artikel zurück. Dies hatte bereits Chefredaktor Qadir angeregt – nicht, weil er Zweifel an der Qualität des Beitrages gehabt hätte, sondern weil mittlerweile auch er mit dem Tod bedroht wurde. *Wolfgang Koydl*

»» Fortsetzung von Seite 41

erlaubt, zu sagen, dass eine gewisse Art von Kolonialismus tatsächlich eine gute Sache ist. Ich versuche dafür eine intellektuelle Basis zu schaffen.

Sie schlagen ausserdem vor, brandneue Kolonien zu schaffen, etwa auf vorgelagerten Inseln afrikanischer Staaten?

Wir nennen das *charter cities*. Dazu braucht man Land, das relativ nahe am Staatsgebiet liegt und dünn besiedelt ist, so dass man die Einwohner entschädigen kann. Damit hat man die Grundlage geschaffen für eine auf

«Mit der Zeit entwickelt man so einen kleinen wirtschaftlichen Motor.»

Zustimmung basierende Kolonialherrschaft. Ein Territorium, in das die Menschen ziehen wollen. Mit der Zeit entwickelt man so einen kleinen wirtschaftlichen

Motor, der nicht Zehntausende von Kilometern entfernt liegt, sondern vor der eigenen Haustür. Ein Beispiel wäre die zu Guinea-Bissau gehörende, unbewohnte Insel Galinhas, die man an die ehemalige Kolonialmacht Portugal verpachten und aufbauen könnte.

Mit anderen Worten: viele kleine Hongkongs schaffen?

Genau. Sie wären ein Vorbild, ein Modell. Sie würden dem Gastland besseren Zugang zu Kapital verschaffen, zu mehr ausländischen Investitionen, weil Investoren stabile Verhältnisse vorfinden würden. Alle möglichen Vorteile für das Gastland würden erzeugt.

Ihr Artikel «The Case for Colonialism» erzeugte einen wahren Sturm der Entrüstung. Hatten Sie eine solche Reaktion erwartet?

Vor ein paar Jahren habe ich mit einem Artikel über den nigerianischen Autor Chinua Achebe einen Versuchsballon steigen lassen. Achebe ist ein Gigant des Antikolonialismus. Ich wollte aber zeigen, dass dieser Gigant auch andere, eher positive Ansichten

über den Kolonialismus hatte. Ich erwartete Ärger nach diesem Artikel, aber der Ärger blieb aus. Umso erstaunter war ich über die Reaktion auf meinen letzten Artikel. Ich weiss auch nicht, warum sie so heftig ausfiel. Wahrscheinlich hat das auch mit der Dynamik der sozialen Medien heute zu tun.

Wer waren denn Ihre schärfsten Kritiker?

Meistens englische Professoren, Yogalehrer, Graffiti-Künstler aus Cincinnati – also die einschlägigen Experten.

Gab es auch Zuspruch?

Eine ganze Menge. Hunderte von zustimmenden E-Mails, viele neue Kontakte – vor allem aus ehemaligen Kolonien wie Indien, Kenia oder Mittelamerika. Es gibt zwei Arten von Unterstützern: Die einen stimmen mit meiner Meinung überein, dass der Kolonialismus im Wesentlichen wohltätig war. Die anderen lehnen diese Meinung zwar ab, verteidigen aber mein Recht, sie zu veröffentlichen. Sie waren genauso entsetzt von der Hasskampagne und der Intoleranz, die über mich hereingebrochen sind. ○

Mullahs im Sumpf

Von Hansrudolf Kamer — Unvermutet ist es im Iran zu Strassenprotesten gekommen, die an die grossen Unruhen von 2009 erinnern. Sie sind aber zurzeit keine echte Herausforderung für das Regime.



Acht Jahre nach der blutig niedergeschlagenen Grünen Revolution rumort es erneut im Lande der iranischen Theokraten. Ob es wirklich zu einer neuen Aufwallung gegen die Herrschenden kommt und was genau die Hintergründe sind, ist weniger klar. Vorerst kocht der Protest auf kleiner Flamme.

Eine verbreitete Unzufriedenheit über die misslichen wirtschaftlichen Verhältnisse spielt eine Rolle und die Enttäuschung darüber, dass die Aufhebung der Sanktionen nicht zum erhofften Aufschwung geführt hat. Die Arbeitslosigkeit bleibt hoch, vor allem unter der Jugend. Der Erdölpreis hat sich nicht in dem Ausmass erholt, dass er der Wirtschaft starke Impulse geben könnte.

Der Missmut über steigende Lebenshaltungskosten, die verbreitete Korruption, Betrügereien und Missmanagement in der Wirtschaft allgemein sind jahrzehntealt. Die politische und gesellschaftliche Repression hat effektiv nie nachgelassen und mit der technischen Entwicklung gut Schritt gehalten.

Die Protestbewegung wuchs schnell von der Stadt Maschhad im Nordosten aus über das ganze Land. Die Mobilisierung erfolgte über Apps in den Smartphones, die allerdings seit dem April stärker überwacht werden. Der «Hohe Rat für den Cyberspace» dekretierte damals, dass alle Kanäle mit mehr als 5000 Followern sich beim Ministerium für Kultur und islamische Führung registrieren lassen müssen. Dies geschah vor den Präsidentenwahlen im Mai, die dann vom «Reformer» Hassan Rohani klar gewonnen wurden.

Rohani, der in der iranischen Politik zu den Erneuerungsprotagonisten zählt, liess sich am Abend des zweiten Tages der Proteste am staatlichen Fernsehen vernehmen und erklärte, die Verfassung garantiere freien Ausdruck von Kritik und Protest. Diese müssten aber in einer Form erfolgen, dass sie zu einer Verbesserung der Lage im Land und im Leben seiner Bürger führten.

Das lässt sich so oder anders deuten, aber Anzeichen, dass die Potentaten versuchen, die vorhandene Unzufriedenheit zu kanalisieren und eine Art Protestkultur zu schaffen, gibt es seit einiger Zeit. Selbst der oberste Führer, Ali Chamenei, hat sich schon in diese Richtung

geäussert. Zweck ist natürlich der Regime-Erhalt.

Auch Indizien eines Machtkampfes sind nicht zu übersehen. Rohani muss, wenn er Wirtschaftsreformen durchsetzen will, Teile des korrupten Machtapparats herausfordern, der sich zu wehren versteht. Es ist nicht ausgeschlossen, dass bei den Unruhen auf den Strassen gesteuerte Provokateure mitmischen.

Militärische Abenteuer

Auch Michail Gorbatschow hatte einst in der Sowjetunion versucht, mit Reformen den Niedergang umzukehren – mit bekanntem Resultat. Der Vergleich ist nicht unbedingt stringent, denn im Arabischen Frühling liess sich sehen, dass der Umgang mit Protesten zu höchst verschiedenen Resultaten führen kann. «Die Gemengelage ist komplex», wie ratlose Islamwissenschaftler und verschiedene Politologen jeweils sagen.

Die Kontrolle über die elektronischen Kommunikationsmittel ist raffinierter geworden, und angehende Umstürzler müssen dies in Rechnung stellen – sei es nun in Saudi-Arabien, in Algerien oder eben im Iran. Rohani könnte mit einer subtilen Taktik den Missmut auffangen und ihn für seine politischen und wirtschaftlichen Reformen nutzen.

Die Aussichten für seinen Erfolg sind indes schlecht. Die Machtverhältnisse im Iran richtig einzuschätzen, ist von aussen kaum möglich. Eine unabhängige Berichterstattung aus dem Land gibt es nicht mehr. Als «wohlgesinnt» beurteilte Journalisten und Experten werden vom Aussenministerium zwar eingeladen, aber nach klassischer Manier manipuliert.

Die durch die Lockerung der Sanktionen flüssig gewordenen Gelder versickern im Korruptionssumpf und werden für militärische Abenteuer im Ausland genutzt. Der Krieg im Jemen und das Flüchtlingselend waren der Anlass für den Auftritt der amerikanischen Uno-Botschafterin Nikki Haley Mitte Dezember, als sie den Iran beschuldigte, die Huthi-Rebellen mit Waffen zu unterstützen. Hinter dem Rednerpult war eine Metallröhre zu sehen, Überreste einer Rakete, die offenbar von den Huthis auf den Flughafen von Riad in Saudi-Arabien abgefeuert worden war.

Haley bezeichnete dies als Verstoss gegen Uno-Sanktionen, und Verteidigungsminister James Mattis doppelte nach, überall in der Region, wo Unruhe herrsche, finde man den Iran im Spiel. Man werde eine politisch-diplomatische Offensive einleiten, um dies der Öffentlichkeit klarzumachen und das Land erneut zu isolieren.

Das braucht Zeit. Chamenei, Rohani und Co. mögen von den spontanen oder auch bewusst angestachelten Protesten überrascht worden sein, eine Bedrohung sind diese nicht. Die Islamische Republik wird sie noch eine Weile überleben. Dass Druck von aussen auf das Regime einen Zusammenschluss bewirkt und das iranische Volk in seltener Einigkeit hinter die Theokratie stellt, hat sich aber als klare Fiktion erwiesen.



Subtile Taktik: Präsident Rohani.



Überfällig: Präsident Trump bei der Feier zur Deregulierung, Dezember 2017.

Trumps grosse Wette

Der amerikanische Präsident feiert die geglückte Steuerreform als grossen Sieg. In den nächsten zehn Monaten wird sich in der US-Politik fast alles um dieses Projekt drehen. Auch aus Schweizer Sicht steht viel auf dem Spiel. *Von Martin Naville*

Am 22. Dezember löste Donald Trump ein wichtiges Wahlversprechen ein und unterschrieb seine Steuerreform – ein Riesenwerk mit dem eleganten Namen «Tax Cuts and Jobs Act». In seiner üblichen Tonlage erklärte der US-Präsident, diese Reform sei die grösste und wichtigste in der Geschichte der USA. Sie solle fast allen – Privatpersonen aller Einkommenssegmente, KMU und grossen Konzernen – zu tieferer Steuerbelastung und mehr Kaufkraft verhelfen. Nun ja – gemessen am Bruttoinlandprodukt, ist es in Wahrheit lediglich die achtgrösste Reform der Geschichte. Erstaunlich bleibt dennoch, wie die US-Administration und der Kongress ein solch gewaltiges Gesetzeswerk in nur fünfzehn Wochen durchgepeitscht haben. Könnten die Schweizer Gesetzgeber da für einmal nicht etwas abschauen?

Überfällig war diese Reform! Seit den Reagan-Jahren wurde kaum etwas geändert, und das Steuerrecht war museumswürdig. Der Steuersatz auf Unternehmensgewinne war letztes Jahr in den USA höher als in allen anderen OECD-Ländern. Die Besteuerung erfolgte (einzigartig in der ganzen OECD) auf weltweite Einkommen, wobei eine unüberschaubare Flut von Ausnahmen bestand. Dies bewog die

Firmen, ihre Auslandgewinne im Ausland zu horten – am Schluss über 2500 Milliarden US-Dollar!

Nur Gewinner?

Auf die politischen und langfristigen Konsequenzen kommen wir später, doch wirtschaftlich betrachtet, ist die Tax Cuts and Jobs Act zumindest für die nächsten Jahre eine ziemlich positive Reform. Für alle, auch die Privaten. Für sie ändert sich in den untersten Einkommensstufen kaum etwas. Sie zahlen schon heute keine Einkommenssteuern und werden in Zukunft sogar noch etwas mehr «Negativsteuern» zahlen, also Geld erhalten. Für die mittleren Segmente fällt zwar der Abzug der Staats- und Kommunalsteuern weg, sie dürfen aber neu einen Standardabzug von 24 000 Dollar geltend machen. Dies reduziert, zusammen mit einer leichten Steuersatzreduktion bei den allermeisten, die steuerliche Belastung. Für die binnenwirtschaftlich orientierten Unternehmen (und dies sind die meisten!) beträgt der neue Steuersatz 21 Prozent (statt 35 Prozent!). Dazu kommt eine vorteilhaftere Abschreibungspraxis. Und für die international tätigen Unternehmen werden neu nur noch die einhei-

mischen Gewinne besteuert, und dies zum neuen, tieferen Steuersatz. Dazu können die Firmen ihre im Ausland gehorteten Gewinne zu einem günstigen Steuersatz in die USA zurückbringen.

Für die US-Wirtschaft ist diese Reform positiv. Es wird erwartet, dass Privatpersonen ihre zusätzlich verfügbaren Mittel für Konsum ausgeben und dass Unternehmen die Steuerersparnisse und ihre heimgeholten Auslandgewinne für zusätzliche Investitionen einsetzen und damit Arbeitsplätze schaffen werden. Donald Trump hat einen fantastischen Wachstumsschub angekündigt. Viele Ökonomen sehen es etwas nüchterner, aber die meisten von ihnen erwarten für die nächsten Jahre eine positive Wirkung der Steuerreform. Also Gewinner auf allen Seiten?

Nicht ganz! *There is no free lunch*, und es gibt auch *de Föifer und s Weggli* nicht. Zuerst kostet diese Reform, und zwar ganz beträchtlich. Die offizielle Schätzung sagt Kosten von 1500 Milliarden Dollar für die nächsten zehn Jahre voraus. Das ist auch für die grösste Wirtschaft der Welt eine beträchtliche Summe. Trump behauptet, dass sich seine Reform dank Wachstum selbst finanziert. Ökonomen sind da etwas vorsichtiger und prognostizieren im

Durchschnitt eine zusätzliche Staatsverschuldung von 1000 Milliarden Dollar, die den nächsten Generationen aufgebürdet wird. Der Wachstumsschub der Reform ist aber alles andere als gewiss.

Politische Risiken

Diese Steuerreform ist, nüchtern betrachtet, nichts anderes als ein Stimuluspaket des Staates für eine Wirtschaft, die nahezu Vollbeschäftigung erreicht hat und bereits sehr gut im Schuss ist. Wie viel zusätzlichen Schub kann die Reform also wirklich bewirken? Besteht nicht viel eher das Risiko einer Überhitzung der Wirtschaft mit einem Anstieg der Inflation und der Zinsen? Hohe Zinsen wären für eine überschuldete Welt ein dramatisches Szenario.

Und letztlich ist die Reform politisch schwierig – und für die Republikaner gefährlich! Eine repräsentative Umfrage von NBC und *Wall Street Journal* vom 27. Dezember zeigt, dass nur 24 Prozent der Bevölkerung das Gesetzespaket unterstützen, während 41 Prozent es ablehnen und rund ein Drittel dazu (noch) keine Meinung hat. Noch schlimmer: 63 Prozent der Amerikaner erachten die Steuerreform nur für Reiche und Konzerne als positiv! Die Hälfte der Personen glaubt, dass ihre Steuern steigen werden. Kein Wunder, haben die Demokraten diese «schlechte» Reform bereits als Schlachtruf aufgenommen. Die Republikaner werden ihre Mühe haben, sie im Volk «zu verkaufen». Steuerreformen sind nun mal komplex, und diese wurde alleine mit republikanischen Stimmen durchgeboxt – ganz ohne Zusammenarbeit mit den Demokraten!

Im November 2018 stehen in den USA die *midterm elections* an. Alle Abgeordneten des Repräsentantenhauses (entspricht dem Nationalrat) und ein Drittel der Senatoren (entspricht den Ständeräten) werden sich zur Wahl stellen müssen. Die Republikaner werden die Steuerreform – ihren einzigen legislativen Erfolg im Jahr 2017! – als grossen

Hohe Zinsen wären für eine überschuldete Welt ein dramatisches Szenario.

Durchbruch für ein besseres Amerika verkaufen, während die Demokraten «Betrug!» rufen werden. Donald Trump und die Republikaner müssen darum hoffen, dass die positiven wirtschaftlichen Auswirkungen rasch und deutlich sichtbar werden. Ansonsten wird es für Trumps Unterstützer sehr schwierig, weitere Mehrheiten im Kongress zu erreichen, und das Ansehen des Präsidenten würde weiter geschädigt. Es wird sich also in den nächsten zehn Monaten fast alles um die Steuerreform und die wirtschaftliche Ent-

wicklung der USA drehen. Im negativen Falle wird für Trump wohl ein eklatanter Pyrrhussieg resultieren!

Können wir Schweizer da beruhigt zuschauen und uns wundern, was da für komische Politik betrieben wird? Ganz im Gegenteil! Die Entwicklung der US-Wirtschaft ist für die Schweiz von entscheidender Bedeutung. Für Schweizer Firmen ist der US-Markt zentral. In den letzten fünf Jahren ist der Export in die USA um fast 60 Prozent gewachsen. Heute exportiert die Schweiz mehr in die USA als nach Frankreich und Italien zusammen. Die Schweizer sind mit rund 330 Milliarden Dollar in den USA investiert, und US-Unternehmen haben über 150 Milliarden Dollar in der Schweiz investiert. Da können wir nicht unbeeteiligt zuschauen.

Bern ist gefordert

Babe Ruth, ein bekannter Baseballspieler, hat einmal gesagt: «Prognosen sind schwierig, vor allem, wenn es um die Zukunft geht!» Um trotzdem ein paar Prognosen für die Schweiz zu wagen: Für die in den USA tätigen Schweizer Firmen sieht es für die nächsten Jahre positiv aus. Die amerikanische Wirtschaft wird sich wohl einige Jahre lang gut entwickeln. Da sind die Schweizer Firmen mit grossen Investitionen und sehr viel Expertise gut platziert, um davon zu profitieren. Die Steuerbelastung wird sinken, und die Gewinne werden entsprechend steigen.

Für die Schweizer Volkswirtschaft insgesamt ist das Bild etwas schwieriger. Durch die veränderte Steuersituation müssen alle Unternehmen mit Aktivitäten in der Schweiz – schweizerische, amerikanische und andere ausländische – ihre Situation neu beurteilen. Obwohl die grössten Steueroptimierer nicht in der Schweiz sitzen (was in den vergangenen Jahren die «Lux Leaks», «Panama Papers» und «Paradise Papers» gezeigt haben), bleibt die steuerliche Belastung doch ein wichtiger Standortfaktor. Und der internationale Wettbewerb wird massiv stärker: In den USA gilt ab 1. Januar ein Steuersatz von 21 Prozent. China hat bereits reagiert und offeriert grosse Vorteile für internationale Firmen. Grossbritannien wird wohl im Frühling eine Steuersenkung ankündigen.

Für die Schweiz bedeutet dies: Hausaufgaben machen! Falls wir unsere eigene Steuervorlage glatt durchbringen und unsere Anstrengungen dem neuen Wettbewerb anpassen, sieht die Zukunft dank unserer vielen Wettbewerbsvorteile positiv aus. Sollte die Schweiz aber die neuen Verhältnisse verleugnen und die eigene Steuerreform bachab schicken, dann wird es für die Wirtschaft schwierig. An die Arbeit!

Martin Naville ist CEO der Schweizerisch-Amerikanischen Handelskammer Swiss-American Chamber of Commerce.



Inside Washington

Versöhnlich

Trump nimmt seine Feinde an die Brust. Donald Jr. entschuldigt sich. Comey predigt.

Präsident Trump nimmt das Jahr 2018 mit beinahe identischen Umfragewerten in Angriff, wie sie sein Vorgänger Barack Obama am Ende seines ersten Amtsjahres aufwies – 45 Prozent der geneigten Wähler sind gemäss Rasmussen Reports mit der Leistung des Präsidenten zufrieden, 53 Prozent nicht.

Obwohl ihm das vergangene Jahr eine unbarmherzig negative politische Medienberichterstattung bescherte, ist «The Donald» in überschwänglicher und versöhnlicher Stimmung. Mit der Steuerreform im Sack, versendet Amerikas «tweeter-in-chief» Freunden und Feinden gleichsam gute Wünsche: «Während unser Land rasch stärker und smarter wird, möchte ich allen meinen Freunden, Unterstützern, Feinden, Hassern und selbst den sehr unehrlichen Fake-News-Medien ein glückliches und gesundes neues Jahr wünschen. 2018 wird ein grossartiges Jahr für Amerika.»

Der stürmische *first son*, Donald Jr., stimmt in den Twitter-Krieg ein. Seines Vaters rechte Flanke spottet: «Es ist Zeit für meine jährliche Präventiv-Abbitte. Ich möchte mich im Voraus für alles entschuldigen, was ich hier sagen oder tun werde und was Sie nicht mögen werden. Ich werde schlechthin nichts ändern, ausser dass ich Ihre Überreaktion entschuldige. #happynewyear» [versehen mit drei Tränen lachenden Smileys].

Trumps Nemesis, der gefeuerte ehemalige FBI-Direktor James Comey, kann es sich nicht verkneifen, das neue Jahr mit seiner eigenen Twitter-Erklärung einzuläuten: «Hiermit gebe ich meiner Hoffnung Ausdruck, dass 2018 mehr ethische Führerschaft bringen werde, die sich auf Wahrheit und ewige Werte fokussiert. *Happy New Year, everybody.*»

First daughter, Präsidentenberaterin und dreifache Mutter Ivanka Trump indessen ist erschöpft: «Neujahrsvorsatz: mehr Schlaf.»

In der Tat. Ruh dich aus, Welt, für Trumps Jahr Nummer zwei.

Amy Holmes

Politjustiz als Telenovela

Eine Flut von Strafverfahren gegen Spitzenpolitiker sollte in Peru der Korruption ein Ende bereiten. Nur ist die Justiz selber durchdrungen von der Willkür, die sie zu bekämpfen vorgibt. Chaos droht.

Von Alex Baur

Was die peruanische Nation in den vorweihnachtlichen Tagen vorgesetzt bekam, war mit allem bestückt, was eine Telenovela ausmacht: Intrigen, Verschwörungen, Verrat und ein vertrackter Familienkrach. Nur war diese TV-Seifenoper Realität, live übertragen aus dem Kongress und dem Regierungspalast. Der Plot: Mit einer satten Ratsmehrheit im Rücken wollte Oppositionsführerin Keiko Fujimori den amtierenden Präsidenten Pedro Pablo Kuczynski wegen Verdachts auf Korruption und Lügen stürzen – doch sie wurde ausgebremst von ihrem Bruder Kenji, der sich vorübergehend mit dem politischen Gegner verbündete.

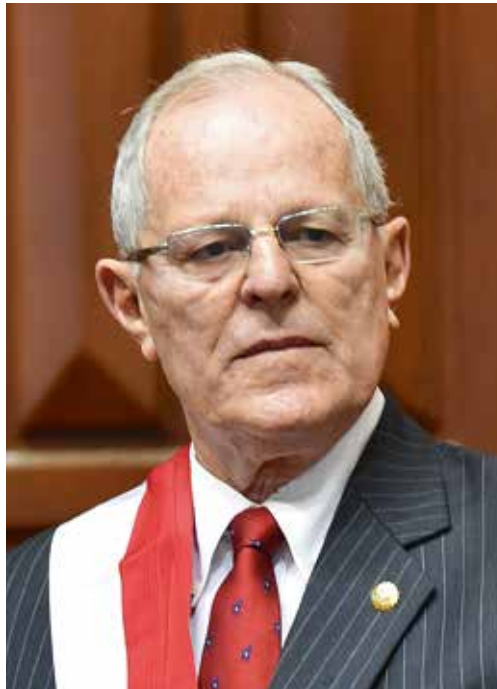
Am 21. Dezember scheiterte die Amtsenthebung im Kongress knapp. *Presidente* Kuczynski revanchierte sich umgehend. Am Heiligen Abend begnadigte er den angeblich sterbenskranken Ex-*Presidente* Alberto Fujimori, den Vater von Keiko und Kenji. Seit 2005 schmorte der mittlerweile 79-Jährige wegen Menschenrechtsverletzungen, die in seiner Amtszeit (1990–2000) begangen wurden, im Gefängnis. Kurz vor seiner Freilassung wurde Fujimori noch schnell in ein Spital verlegt.

Wunderheilung an Weihnachten

Die Begnadigung entfaltete eine erstaunlich heilsame Wirkung auf Vater Fujimori. Wenige Minuten später wandte er sich putzmunter aus seinem Sterbebett mit einer Videobotschaft an die Nation. Nicht alle waren begeistert von Fujimoris wundersamer Auferstehung. Während seine Anhänger feierten – für viele Peruaner ist Fujimori nicht weniger als der Retter des Vaterlands –, trugen seine Gegner den Protest auf die Strassen.

Welche Deals wurden hinter den Kulissen ausbaldowert? Wer spielte für wen? War der Zwist unter den Geschwistern Keiko und Kenji mehr als nur eine Show? Man wird es wohl nie erfahren. Doch kaum einer zweifelt daran, dass der böse angezählte Kuczynski mit Fujimoris «humanitärer» Freilassung vor allem seinen eigenen Kopf rettete. Gemäss sämtlichen Meinungsumfragen ist allerdings auch eine satte Mehrheit der Peruaner der Ansicht, dass der Gnadenakt überfällig war.

Dass im Zuge von Fujimoris Krieg gegen den marxistischen Terror Anfang der 1990er Jahre auch Unschuldige hingerichtet und eingekerkert wurden, steht fest. Dass Fujimori persönlich den Befehl zu zwei Massakern gab, für die er verurteilt wurde, wurde nie bewiesen. Die Richter begnügten sich mit der wackeligen For-



Angezählt: Staatschef Kuczynski.



Begnadigt: Ex-Präsident Fujimori.



Wer spielte für wen? Sohn Kenji Fujimori.



Oppositionsführerin: Tochter Keiko Fujimori.

mel der «mittelbaren Urheberchaft» (*autoria mediata*): Fujimori habe ein Umfeld geschaffen, das das Blutbad ermöglichte. Entgegen verbreiteten Falschmeldungen wurde Fujimori indes nie wegen Korruption und Zwangssterilisierungen angeklagt, geschweige denn verurteilt.

Rechtlich gesehen stand Fujimoris Schuldspruch auf tönernem Fundament. Unter seinen beiden Vorgängern gab es im Kampf gegen den Terrorismus schlimmere Massaker, nüchtern betrachtet starben mehr Unschuldige. Fujimoris Methoden waren rabiat. Aber sie beendeten einen blutigen Krieg, der gegen 70 000 Todesopfer gefordert hatte. Spätestens mit dem Staatsstreich von 1992 brach er mit der Verfassung. Doch Fujimori liess den Griff zur Notbremse postum mit sauberen Referenden und Wahlen demokratisch legitimieren.

Fujimoris Verurteilung war politisch motiviert. Wofür ihn seine Feinde wirklich hassen: für seine neoliberale Wirtschaftspolitik, die die zuvor allmächtigen Kartelle und Gewerkschaften pulverisierte und die Macht neu verteilte. Doch die Politisierung der Justiz hat sich zum Bumerang entwickelt, der nun auf ihre Urheber zurückfällt. Strafprozesse als eine Art Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln wurden zur eigentlichen Plage.

Sämtliche Regierungschefs, die Fujimori folgten, wurden in den letzten Jahren mit Strafklagen eingedeckt: Der flüchtige Alejandro Toledo ist zur Verhaftung ausgeschrieben, gegen Alan García läuft ein Verfahren wegen «krimineller Organisation», Ollanta Humala und seine Gattin sitzen in Untersuchungshaft. Und wenn der amtierende Pedro

Pablo Kuczynski das Amtsenthebungsverfahren nicht abgewehrt hätte, wäre wohl auch er bald hinter Gittern gelandet.

Die neue juristische Allzweckwaffe funktioniert unter dem Motto «Korruption». Gemein haben die Verfahren mit dem Fujimori-Prozess vor allem dies: eine barocke Fülle an Verdächtigungen und Spekulationen sowie einen eklatanten Mangel an konkreten Beweisen. Ausgelöst wurden die meisten Verfahren durch den Korruptionsskandal um den milliardenschweren brasilianischen Baulöwen Marcelo Odebrecht, der auch in Peru bei fast jedem Grossprojekt die Finger im Spiel hatte.

Wie überall in Lateinamerika – vielleicht mit der Ausnahme von Chile – gehört Korruption auch in Peru zur Tagesordnung. Das Übel beschränkt sich allerdings keineswegs auf die Reichen und Mächtigen. Je weiter man nach unten geht, desto offener werden Gesetze missachtet. Oft erlauben bürokratische Hürden und eine Fülle von sich widersprechenden Gesetzen gar kein legales Handeln. In vielen Fällen hat der Bürger keine andere Wahl, als das Recht zu brechen, um zu seinem Recht zu gelangen, notfalls mit Schmiergeld.

Gigantischer Schaden

Nur gilt die Justiz, die nun mit der Korruption aufräumen soll, als besonders korrupt. Deren Politisierung macht die Sache nicht besser, im Gegenteil. Eine Umfrage der angesehenen Zeitung *El Comercio* zeigte im letzten November, dass gerade mal 16 Prozent der Befragten den Richtern trauen. Selbst die Taxifahrer (22 %), Anwälte (24 %), Militärs (46 %) und Fussballspieler (69 %) geniessen einen besseren Ruf. Aber eigentlich vertrauen die Peruaner nur der Feuerwehr (96 %). Ganz so einfach, wie es sich viele vorstellen, funktioniert die Korruption auf Regierungsebene allerdings auch wieder nicht. Dies zeigt gerade der Fall Odebrecht. Die Enthüllungen brachten in Peru bislang kaum mehr als nicht deklarierte Wahlkampfspenden und mögliche Interessenkonflikte zutage, die aber keiner konkreten und gesetzeswidrigen Gegenleistung zugeordnet werden können. Vieles stinkt wohl nach Günstlingswirtschaft. Doch ohne Spenden und Beziehungen schafft in einem Land wie Peru kein Politiker eine Wahl.

Nach dem Auffliegen des Odebrecht-Skandals wurden Grossprojekte gestoppt. Baumaschinen verrotten, Tausende haben ihre Jobs verloren, Zulieferer gingen bankrott, unvollendete Brücken und Schutzbauten sorgen für kilometerlange Staus und auch mal für die Überschwemmung ganzer Quartiere. Der volkswirtschaftliche Schaden ist gigantisch und droht das Land in eine Rezession zu stürzen. Die überforderte Justiz ist nicht in der Lage, Ordnung ins Chaos zu bringen. Dem einen oder anderen schwant mittlerweile, dass hier eine Pandora-Büchse geöffnet wurde, die der Nation am Ende mehr Schaden als Nutzen bringen wird. ○

Spanien

Tabarner gegen Katalanisten

Zerfällt Katalonien? Die Antiseparatisten wollen eine eigene autonome Region schaffen.

Von Leo Wieland

Freedonia, ein erfundenes «Land der Tapferen und Freien», diente schon den Marx Brothers als Filmsujet. Mussolini, der sich in Groucho als Führer der Fiktion wiedererkennen muss, liess den Streifen in Italien verbieten. Zuletzt griff Woody Allen das Thema einmal für eine versteckte Kamera auf. Er fragte Passanten in New York, was sie von der Unabhängigkeit Freedonias hielten. Alle waren dafür.

Nun gibt es eine spanische Variante des komischen Unternehmens in Form von Tabarnia. Weil daraus noch Ernst werden mag, können die katalanischen Separatisten gar nicht lachen. Denn bei Tabarnia, zusammengesetzt aus Ta von Tarragona und bar von Barcelona, handelt es sich um den Plan einer Abspaltung von den Abspaltern. Letztere haben bei den Wahlen am 21. Dezember in ihren ländlichen Hochburgen um Gerona und Lérida zwar triumphiert. In den prosperierenden Industriegebieten, die mehr als drei Viertel zum Haushalt der Region beisteuern, lagen aber die Befürworter der Einheit mit Spanien deutlich vorn.

Daraufhin wurde eine Bürgerinitiative, die sich als Kontrapunkt zum Motto der Sezessionisten «Catalonia is not Spain» «Tabarnia is not Catalonia» nennt, aktiv und warb sozusagen für ein Matroschka-Modell, die russische Puppe in der Puppe.

Bald hatte sie zweihunderttausend Stimmen für die Gründung einer von den Unabhängigkeitlern unabhängigen neuen autonomen Region gesammelt. Das Netz glüht, seit die Tabarner den «Katalanisten» den Spiegel vorhalten. Sie benutzen für ihr Matroschka-Projekt nämlich die gleichen Argumente wie sie: Entscheidungsrecht, Selbstbestimmung, Demokratie. Behaupten die einen: «Spanien raubt uns aus», halten die anderen «Katalonien raubt uns aus» dagegen.

Den derart Vorgeführten ist inzwischen nicht mehr zum Scherzen zumute, haben sie sich doch ziemlich verheddert. Sie bekamen zwar eine Mehrheit im Parlament, aber keine Mehrheit der Stimmen. Und die Regierungsbildung ist schwierig. Denn Carles Puigdemont, der Spitzenkandidat für das Amt des Ministerpräsidenten, ist vor der spanischen Justiz nach

Brüssel geflüchtet. Oriol Junqueras, sein ehemaliger Vize und ärgster Rivale im eigenen Lager, sitzt in Madrid im Gefängnis. Insgesamt sind acht gewählte Abgeordnete entweder im Exil oder hinter Gittern.

Wenn sie bei der konstituierenden Sitzung des Parlaments am 17. Januar nicht abstimmen können, hätten die Separatisten keine Mehrheit. Und wenn Puigdemont nicht in den zehn darauffolgenden Tagen der Kammer ein Regierungsprogramm präsentiert – was nicht einfach ist, weil er bei der Rückkehr sofort festgenommen würde –, könnte er nach den geltenden Regeln auch nicht zum Regierungschef gewählt werden.

Improvisierte neue Normen

So basteln die Separatisten an improvisierten neuen Normen, die, wie schon ihr illegales Referendum vom 1. Oktober, einer Bananenrepublik alle Ehre machen würden. Zum einen könnte die bislang auf Krankheit und Schwangerschaft beschränkte Möglichkeit, ein Votum zu delegieren, auch auf Untersuchungshäftlinge und Justizflüchtlinge ausgedehnt werden. Zum anderen hat Puigdemont versichert, er könne seine Rede ja auch über Skype halten und später via Internet von Brüssel aus regieren.

In Katalonien und Tabarnia bleibt es also spannend. Die Frage ist, wer zuletzt lacht. Denn eine Abspaltung von Spanien ist unverändert verfassungswidrig. Die Gründung einer neuen autonomen Region wäre es hingegen nicht, Referendum inklusive.



Abspaltung von den Abspaltern.



Königin der Indie-Filme: Schauspielerin Hawkins.



Ikone der Woche

Wortlose Siegerin

Von Beatrice Schlag

Wenn die Filmauguren recht behalten, heisst die grosse Abräumerin der bevorstehenden Preisverleihungen unter den Filmschauspielerinnen in diesem Jahr Sally Hawkins. Angefangen mit den Golden Globes am kommenden Sonntag, wo sie in der Filmkategorie Drama gegen Meryl Streep, Frances McDormand, Michelle Williams und Jessica Chastain antritt, prophezeien ungefähr alle namhaften US-Kritiker der 1,52 winzigen Britin einen Armvoll Statuen. Sally *who*?

Ihr Name ist den wenigsten Kinogängern geläufig, obwohl die 41-jährige Schauspielerin für «Happy-Go-Lucky» schon vor neun Jahren einen Golden Globe erhielt. Die britische Komödie, in der Hawkins eine Lehrerin spielt, deren unerschütterlicher Optimismus ihre Umwelt und die Zuschauer wechselweise in Entzücken, Ungläubigkeit und Raserei versetzt, fand trotz überschwänglicher Kritiken nur mässigen Anklang beim Publikum. In Woody Allens Erfolgsfilm «Blue Jasmine» war sie die biedere Schwester der narzisstischen Schönheit Cate Blanchett. Die Rolle trug ihr eine Oscar-Nominierung ein, aber ausserhalb Hollywoods und Grossbritanniens, wo sie schon lange als Königin der Indie-Filme gilt, merkte sich kaum jemand ihren Namen. Das wurde sehr plötzlich anders, als Regisseur Guillermo del Toros Märchenfilm «The Shape of Water» mit Hawkins in der Hauptrolle im vergangenen Sommer in Venedig den Goldenen Löwen gewann.

Es war eine Rolle, wie sie sie am liebsten mag: Aussenseiterinnen, durchs Netz Gefallene, Versponnene, die eigensinnig ihren Weg gehen. Allerdings liest sich del Toros Figur der Elisa auf Papier noch verquere als alles, was der Schauspielerin bisher angeboten wurde: Die stumme Elisa arbeitet nachts als Putzfrau in einem geheimen Laboratorium der US-Regierung, in dem eine Art männliche Seejungfrau in einem Aquarium gehalten wird. Sie verliebt sich in das Wesen, das die Forscher nur «the Asset», das Guthaben, nennen. Das Guthaben ist so stumm wie sie und erwidert ihre Liebe. Sie spielt ihm Jazz vor, kocht ihm Eier und hat Sex mit ihm. Dass das alles auf der Leinwand nicht bizarr, sondern völlig normal und sehr sinnlich wirkt, hat dem Film den diesjährigen Golden-Globe-Rekord von sieben Nominierungen eingebracht.

Nach del Toros Meinung ist das vor allem Sally Hawkins' Verdienst: «Sally ist privat unglaublich scheu, vor der Kamera hingegen die bemerkenswerteste Präsenz im gegenwärtigen Kino.»

The Shape of Water. Deutschschweizer
Kinostart am 15. Februar

Maestro der alten Art

Bis vor wenigen Wochen leitete die Schweizer Dirigentenlegende Charles Dutoit die angesehensten Orchester der Welt. Jetzt will niemand mehr etwas von ihm wissen. Weil er angeblich Frauen belästigt hat. *Von Manuel Brug*

Charles Dutoit ist einer der grössten Dirigenten der Welt – und einer der am meisten gefürchteten. So las sich noch Mitte August der heute höchst ambivalent wirkende Einleitungssatz für ein Interview im Londoner *Telegraph* mit dem gefeierte Schweizer Dirigenten Charles Dutoit. Anlass war die Verleihung der Goldmedaille der Royal Philharmonic Society an den seit 2009 amtierenden Chefdirigenten und künstlerischen Leiter des Royal Philharmonic Orchestra, eines der klassischen Klang-Aushängeschilder der Weltstadt an der Themse. Nur vier Monate später freilich ruhen Dutoits Titel und Konzerttermine nicht nur in Grossbritannien.

Der 81-jährige Grandseigneur am Pult wurde zudem kurz vor Weihnachten bei den Orchestern von San Francisco, Boston und Sydney eingeladen, in Philadelphia wurde ihm sein Titel als Ehrendirigent aberkannt, und alle Verbindungen wurden gekappt, in New York, Chicago und Cleveland sagte er selbst seine nächsten Konzerte ab. Denn auch Charles Dutoit war – bis zu einem möglichen Gerichtsverfahren gilt die Unschuldsvermutung – in den Strudel der nicht nur Amerika erschütternden #MeToo-Debatte geraten, als zweiter berühmter Klassik-Name nach der New Yorker Dirigentenlegende James Levine, der vorläufig von seinen Aufgaben an der Metropolitan Opera entbunden wurde, nachdem öffentlich geworden war, dass er vor Jahrzehnten wiederholt junge Männer, in einem Fall noch minderjährig, sexuell bedrängt haben soll.

Am 21. Dezember hatten Rechercheure der Nachrichtenagentur AP dann drei Sängerinnen und eine Instrumentalistin, darunter die renommierte Sopranistin Sylvia McNair, präsentiert, die den helvetischen Maestro der massiven sexuellen Belästigung beschuldigten. Alle drei geben an, Dutoit habe sie festgehalten, seinen Körper gegen den ihren gedrängt, ihnen die Zunge in den Mund gestossen und in einem Fall die Hand der Frau auf seine Hose gezogen. In separaten Interviews lieferten die Anklägerinnen detaillierte Berichte über Vorfälle, die zwischen 1985 und 2010 in einem fahrenden Auto, der Hotelsuite des zweifachen Grammy-Preisträgers, seiner

Garderobe, einem Fahrstuhl und im Kulissendunkel stattfanden – in fünf Städten: Chicago, Los Angeles, Minneapolis, Philadelphia und Saratoga Springs, New York.

Sylvia McNair, selbst zweifache Grammy-Gewinnerin, sagte, dass Dutoit 1985 nach einer Probe mit dem Minnesota Orchestra in einem Hotel «wieder mal seinen Weg gehen wollte. Sobald wir beide im Aufzug waren, drückte er mich gegen die Fahrstuhlwand, presste sein Knie zwischen meine Beine und warf sich auf mich.»

Nach dem moralischen Druck aus Amerika reagierte einen Tag später auch Dutoits fester Arbeitgeber, das Royal Philharmonic Orchestra (RPO), mit einem Statement: «Wir haben uns in Absprache mit Charles Dutoit bereit erklärt, ihn von seinen bevorstehenden Konzertverpflichtungen für die unmittelbare

Zukunft mit dem Orchester zu befreien», denn man sei «den höchsten Standards ethischen Verhaltens verpflichtet». «Diese Vorwürfe werden vom Orchester sehr ernst genommen, und das RPO glaubt, dass die Wahrheit der Angelegenheit durch einen juristischen Prozess ermittelt werden sollte», heisst es weiter. «Charles Dutoit muss eine faire Chance erhalten, Rechtsberatung einzuholen und diese Vorwürfe anzufechten.»

Das tat dann wiederum Charles Dutoit, der vom Mailaccount seiner Frau, der kanadischen Geigerin Chantal Juillet, folgende Nachricht verbreiten liess: «Die gegen mich erhobenen Vorwürfe sind für mich genauso schockierend wie für meine Freunde und

Kollegen. Ich erkenne den Mann oder die Aktionen nicht, die in den Medien beschrieben werden. Während informeller physischer Kontakt in der Kunstwelt als eine gegenseitige Geste der Freundschaft üblich ist, haben die gegen mich erhobenen Anschuldigungen, die mit Zwang und erzwungenem Körperkontakt verbunden sind, absolut keine Grundlage in der Realität.

Ich engagiere eine Rechtsberatung und plane, mich zu verteidigen. Zudem glaube ich, dass im aktuellen Klima Medienbeschuldigungen über schweren körperlichen Missbrauch der Gesellschaft nicht helfen, diese

Probleme richtig anzugehen, besonders wenn die Behauptungen nicht wahr sind.»

Darüber wird also womöglich ein Gericht zu entscheiden haben. Doch jetzt schon ist klar: Charles Dutoit wurde über Nacht vom Star zum Paria. Wobei sich freilich auch – wie im Fall Levine – der internationale, aber kleine, immer ein wenig unter der Wahrnehmungsoberfläche agierende Klassikbetrieb fragen muss, inwiefern er einem Klima der sexuellen Nötigung und der beinahe absoluten Macht weisser älterer Männer, insbesondere Intendanten, Castingchefs und Dirigenten, Vorschub geleistet und/oder Verfehlungen gedeckt hat. Beim Boston Symphony Orchestra, bei dem man künftig nichts mehr mit Charles Dutoit zu tun haben möchte, seien jahrzehntelang Massnahmen unternommen worden, um ihn nicht mit weiblichen Mitarbeiterinnen allein zu lassen. Ebenso beim Philadelphia Orchestra. Die beiden Institutionen müssen sich freilich, so wie auch die Metropolitan Opera im Fall Levine, fragen lassen, warum sie nicht strafrechtlich gegen Dutoit vorgegangen sind, wenn sie doch angeblich alle Bescheid wussten.

Wegschauen und weglächeln

Im Musikbetrieb, in dem man mit den Maestri gut verdient, ist die Heuchelei offenbar weit verbreitet. Denn in Philadelphia liess sich zudem der ehemalige Orchesterpräsident Joe Kluger von der AP zitieren, dass Dutoits «extrem anrühriger» Ruf dazu beigetragen habe, dass die Organisation ihn sogar zweimal für den Posten als Musikdirektor übergangen habe. «Wir hatten unseren Mitarbeitern gesagt, dass sie vorsichtig sein sollten, und ermutigten sie, jedes unangemessene Verhalten sofort zu melden.» Und wieder muss so mancher renommierte Künstler offenbar wie ein Junkie seinem Drogendealer nachtrauern: «Natürlich wussten wir, dass er gern übergriffig ist, aber er ist so ein wundervoller Dirigent! Ich bedauere sehr, mit ihm jetzt wohl nicht mehr auftreten zu können», sagte ein renommierter Bariton der *Weltwoche*.

Wegschauen und weglächeln. Gerade in der Klassikwelt wurde offenbar nach dieser Devise gehandelt, wenn die fragliche, ihre Macht missbrauchende Person Ansehen und Namen in der auf Stars setzenden Branche hatte. Und Charles Dutoit war ein Star – bis vor Weihnachten. «Ein Tyrann? Ich?» So hatte er noch im August auf seinen *Telegraph*-Interviewer reagiert, der behauptete, dass er den Ruf habe,



Sopranistin McNair.

«Sobald wir beide im Aufzug waren, drückte er mich gegen die Fahrstuhlwand.»



«Ein Tyrann? Ich?»: Stardirigent Dutoit, 81.

einer dieser furchterregenden alten Maestri zu sein. «Nun, ich gebe zu, ich kann schwierig und ungeduldig sein, und kann mir vorstellen, dass einige Leute darunter gelitten haben. Aber ein Tyrann, nein. Diese Zeiten sind längst vorbei.» Wirklich?

Charles Dutoit ist zum vierten Mal verheiratet. Unter seinen Frauen war von 1969 bis 1973 die legendäre Pianistin Martha Argerich (mit ihr hat er die Tochter Annie), die nach wie vor regelmässig mit ihm konzertiert. 2010 heiratete er Chantal Juillet. Diese war Geigerin im Orchestre symphonique de Montréal, bei dem er von 1977 bis zum unschönen Ende 2002 in seiner wohl berühmtesten Klangpartnerschaft beschäftigt war, und wurde sehr schnell zur Konzertmeisterin befördert, während sie bereits ein Verhältnis mit ihm hatte. Zudem bekam sie durch seine Fürsprache einen Plattenvertrag mit Decca, wo er selbst viele erfolgreiche CDs mit vor allem französischer Musik veröffentlicht hat. Laut einer Quelle sollen Argerich und ihre Tochter auch Zeugen von übergriffigen Vorfällen geworden sein.

Charles Dutoit wurde am 7. Oktober 1936 in Lausanne geboren. Von Genf aus, wo er Geige, Bratsche, Klavier, Schlagzeug studiert und wo er im Orchestre de la Suisse Romande mitgespielt hatte (bei dem ein legendärer Schweizer Orchestertyrann, Ernest Ansermet, regierte),

wechelte er zum Berner Synchronieorchester und zum Tonhalle-Orchester Zürich. Aber in Amerika wurde er berühmt, vor allem für seine lässig-nonchalanten Neuinterpretationen französischer Musik. Was er zu einer weltweit anerkannten Qualitätsmarke festigte, als er 1977 ans Pult des Orchestre symphonique de Montréal trat, das er zu einem Spitzenorchester formte. Seine dortigen Aufnahmen mit Referenzstatus

Sie waren unumschränkte Herrscher ihrer Orchester – in jeder Hinsicht.

sind Legion. Charles Dutoit erspürt vielfältig abgeschattiert das impressionistische Spiel der Farben, doch er ist auch ein begnadeter Rhythmiker, hält die Klangtruppe souverän zusammen und hat einen gallisch gewitzten, stets eleganten Sinn für Dramatik. Trotzdem ist er, der immer sehr einzelgängerisch seine Weltkarriere verfolgte, jetzt auch in Montréal das Objekt von Untersuchungen, die gegen den früheren Chef eingeleitet wurden.

An seinen künstlerischen Höhepunkt in Kanada konnte Charles Dutoit nach dem dortigen abrupten Finale – weil das Orchester seine autokratische Herrschaft einfach überhatte – bei seinen weiteren Chefpositionen in Paris

und Tokio nicht mehr anknüpfen. Aber ebenso schien er jüngst, gern im Dinnerjacket, mit pechschwarz gefärbtem Haar und grosser Attitüde (etwa bei einem Interview-Empfang in einer riesigen Suite im Londoner Nobelhotel «Mandarin Oriental Hyde Park») ein wenig aus der Zeit gefallen. Ein Maestro der sehr alten Art – womöglich auch mit den alten sexuellen Unarten, wie man sie Arturo Toscanini oder Wilhelm Furtwängler nachsagt, vom flamboyanten Arthur Nikisch ganz zu schweigen. Sie waren unumschränkte Herrscher ihrer Orchester – in jeder Hinsicht. Diese Zeiten, da hatte Dutoit recht, sind schon lange vorbei. Aber andere eben auch.

Die Sopranistin Sylvia McNair sagt, sie habe nie formale Beschwerden eingereicht, weil sie jung war und Dutoit der Maestro war: «Ich bin nie zur Polizei gegangen. Ich bin nie zur Intendantur gegangen. Wie die Übrigen habe ich in die andere Richtung geschaut. Aber jetzt ist es an der Zeit, sich zu äussern.» McNair fühlt sich durch Dutoits Verhalten vor 32 Jahren zwar nicht traumatisiert, «aber was er getan hat, war falsch».

Manuel Brug ist Autor für klassische Musik und Tanz bei der deutschen Tageszeitung *Die Welt*.

«Die Burg, in die man flüchten kann»

Peter Maffay erzählt über seine Vergangenheit als Wirtschaftsflüchtling und weshalb er nach 48 Jahren im Musikgeschäft noch immer weitermacht.

Von Mark van Huissing und Lukas Maeder (Bild)

Peter Maffay, wie würden Sie, auf einer Skala von eins bis zehn, Ihr Jahr 2017 bewerten?

Mit elf.

Schön, weshalb?

Es scheint ein gutes Ende zu nehmen, das ist doch was. Es war auch ein sehr bewegtes Jahr, mit vielen nachhaltigen Eindrücken. Und was wir uns vorgenommen haben, ist bis jetzt einigermaßen aufgegangen [das Gespräch fand Ende November in Zürich statt].

Was ist in Ihrem Leben in jüngerer Vergangenheit Herausragendes passiert?

Meine neue Beziehung. Das ist die herausragendste Veränderung in meinem Leben. Ich werde darüber aber nicht ausführlich reden, weil ich mir abgewöhnt habe, private Dinge auszubreiten. [«Hat er sich mit Hendrikje Balsmeyer verlobt?»], stand Anfang Jahr auf Gala.de und «Neues Liebesnest in Halle» im Herbst auf Bild.de, nachdem seine Freundin, eine ehemalige Lehrerin, ihre Zwei-Zimmer-Wohnung aufgegeben und dort ein Reihenhaus gekauft hatte. Seit gut zwei Jahren ist er zusammen mit der 29-Jährigen, die mittlerweile für ihn arbeitet; zurzeit ist er noch verheiratet mit Tania Spengler, 41, seiner vierten Ehefrau, von der er sich im Dezember 2015 trennte.]

Und sonst?

Wir haben eine leichtsinnige Tabaluga-Tournee hinter uns – 63 Konzerte in zwei Monaten spielen nur Wahnsinnige. Es war an der Leistungsgrenze, wir sind um Haaresbreite an einigen Klippen vorbeigekommen. Ich hatte einen Muskelfaserriss und weiss der Kuckuck was. Während dieser Tour fiel die Entscheidung für die «MTV Unplugged»-Geschichte [akustisches Konzert, gespielt im August; wurde als Doppel-CD veröffentlicht, diese war im November während dreier Wochen auf Platz eins der deutschen Album-Charts], was motivierend war, weil jeder Lust hatte, nach drei, vier Jahren Märchenonkeldasein [Tabaluga, mit dem Maffay und seine Musiker auf Tour waren, ist ein Kinderprogramm] zurückzukehren zum Rock 'n' Roll, unserem eigentlichen Genre.

Früher, zu Anfang der 1990er Jahre, war «MTV Unplugged» eine sehr coole Sache – Nirvana, später Jay-Z und so. Damals wären Sie vielleicht nicht angefragt worden ...

Richtig, die haben nicht angefragt.

Jetzt war's anders – Sie wurden angefragt. Wie stehen Sie der «Unplugged»-Reihe gegenüber?

Ich bilde mir ein, zu wissen, worauf Sie hinauswollen. «MTV Unplugged» hat nach wie vor eine gewisse Attraktivität, das ist schon ein gutes Prädikat. MTV selber hat sich musikalisch viel breiter aufgestellt. Nichtsdestotrotz ist MTV daran interessiert, ein gewisses Niveau zu halten. Deswegen gibt es auch die ganzen Kriterien, die einem ans Herz gelegt werden, dazu gehören: keine Nachbearbeitung der Aufnahme im Studio, die Authentizität des Konzerts, musikalische Gäste und, und, und. Wir hatten die künstlerische Hoheit, am Ende stand aber der Wunsch auf beiden Seiten, etwas abzuliefern, was den MTV-Kriterien entspricht. Ich sag mal, wenn wir Grüzze abgeliefert hätten, wären sie nicht froh gewesen.

Themawechsel: Sie kamen mit vierzehn aus Rumänien nach Deutschland – waren Sie und Ihre Familie Wirtschaftsflüchtlinge?

Entflohen sind wir einer kommunistischen Diktatur, das war volle Absicht. Dass meine Eltern dieser wirtschaftlichen und politischen Enge in Rumänien entkommen wollten, kann man nachvollziehen. Ein weiteres Argument war die Familienzusammenführung [Verwandte seines Vaters waren siebzehn Jahre vorher nach Deutschland gegangen]. Unterm Strich sind wir mit unseren wenigen Habseligkeiten angekommen und fingen ein neues Leben an, so wie das Hunderttausende jetzt auch machen.

Fühlten Sie sich willkommen in Deutschland?

Diesen Strom des Zuzugs, wie es ihn seit 2015 in Deutschland gibt, gab es damals nicht. Oder nicht mehr, die Flüchtlingsbewegungen nach dem Kriegsende waren vorbei. Ganz ohne Ressentiments verlief es aber auch da-

«Also spiel' ich nicht nur aus Freude, sondern manchmal auch für Geld.»

mals nicht. Ich kam von draussen – und das hat man zu spüren bekommen. Der Grossteil der Reaktionen – in den Medien, von der Politik – waren aber positiv. Und das zahlenmäßige Aufkommen der Zuwanderer konnte Deutschland damals auch verkraften. 2015 hatten wir eine völlig andere Situation: viel

mehr Menschen als je zuvor, andere Kulturkreise, andere Lebensumstände und Lebensgewohnheiten ... Und eine Politik, die bei den Worten «Wir schaffen das» schon aufhört. Ohne zu sagen, wie man das schafft. Dann



«Wir fingen ein neues Leben an»: Musiker Maffay

haben die Wähler natürlich gesagt: «Eure Konzepte überzeugen uns nicht – wenden wir uns doch dorthin, wo man Konzepte offeriert, die einfach sind und die man versteht.» Das Ergebnis heisst AfD [Alternative für Deutschland, eine rechtspopulistische Partei, die Erfolge erzielte bei den Wahlen 2017]. So. Deutschland hat sich sehr verändert.

Nur zum Schlechten?

Nun, wie zum Beispiel die jüngsten Umfragen ergeben haben, ist Deutschland das beliebteste Land [der sogenannte Anholt-GfK Nation Brands Index ermittelt jähr-

lich, wie fünfzig Länder weltweit wahrgenommen werden], das ist schon erstaunlich. Deutschland ist relativ stabil, hat wirtschaftlich zugelegt, ist immer noch nahe am europäischen Gedanken, während dieser bei anderen erodiert und sogar zurückgeht.

Flüchtlinge wie Sie, fleissig und erfolgreich, kann jedes Land brauchen – Sie leben von Ihrer Musik seit 48 Jahren, sind wahrscheinlich seit langem wirtschaftlich unabhängig, arbeiten trotzdem immer weiter ... Weshalb?

Darf ich eine Gegenfrage stellen: Essen Sie gerne?

Ja, tue ich.

Das tun Sie auch immer wieder.

Stimmt, aber ich würd' verhungern, ohne zu essen. Sie würden nicht verhungern, ohne Musik zu machen.

Für mich ist Musik zu machen oder meinen Beruf auszuüben auch wie essen. Ich mach' das, weil ich das für mein Gleichgewicht brauche. Und es gibt keinen gültigen Ersatz, es würde mir nichts einfallen, was diese Qualität besitzt. Was noch dazu kommt: Wir sind vierzig Leute im Laden.

Ehrlich, und sind die von Ihnen angestellt, mit Monatsgehalt, oder arbeitet jeder auf seine Rechnung?

Ja, das ist unser kleiner Laden. Die Musik ernährt nicht nur mich, sondern ein ganzes Team. Also spiel' ich nicht nur aus Freude, sondern manchmal auch für Geld, denn die Leute in meinem Umfeld müssen ihre Rechnungen bezahlen, und der Strom kommt auch nicht von selbst.

Manche junge Künstler, dünkt mich, brechen nach 48 Monaten schon aus. Sind das Weicheier, oder sind Sie besonders hart?

Ich kann das nur auf meine Situation beziehen. Die Quintessenz auf andere zu übertragen, ist nur bedingt sinnvoll. Ich vermute, dass Künstler wie Lindenberg, Grönemeyer, Westernhagen, Niedecken oder auch ich zu einer Generation gehören, die eine bestimmte Entwicklung im Musikgeschäft erlebt hat. Konkret: 1970 verkaufte sich ein Platinalbum eine Million Mal, heute ist das zusammengeschrumpft auf 40 Prozent. Das ist eine andere ökonomische Voraussetzung. Wer also damals in seine Zukunft investiert hat, hat sich einen autarken Rahmen geschaffen. In unserem Fall waren das Studios, ein eigener Laden und gute Verträge. Das ist die Burg, in die man flüchten kann. Und das ist heute, auf der Basis dessen, was der Markt hergibt, nicht mehr so ohne weiteres machbar. Wenn einer heute kommt, mit den gleichen Talenten oder auch mehr, hat er es schwer.

Was werden Sie als Nächstes tun?

Die «MTV Unplugged»-Tour spielen, das sind 23 Auftritte in fünf Wochen.

Peter Maffay, eigentlich Peter Alexander Makkay, 68, ist ein deutscher Sänger, Komponist, Schauspieler, Gitarrist und Musikproduzent rumänisch-deutscher Herkunft, der seit 1963 in Bayern lebt (Wikipedia). Wenigstens sechzehn seiner Alben erreichten Platz eins der offiziellen deutschen Hitparade, das macht ihn zum bestverkauften deutschen Musiker – er hat bisher über fünfzig Millionen Tonträger verkauft. Darüber hinaus ist er ein aktiver Live-Musiker, Touren von ihm haben in Deutschland eine durchschnittliche Auslastung von 95 Prozent; zwanzig Konzerte in einem Monat sind nicht aussergewöhnlich für ihn, und er ist bisher in seiner Laufbahn zirka 6000 Mal vor mehr als zehn Millionen Zuschauern aufgetreten.

Am Donnerstag, 22. März 2018, um 20 Uhr, präsentiert Peter Maffay sein «MTV Unplugged»-Album live im Volkshaus Zürich.



in Zürich.



Die Bibel

Durch Irrglauben zur Wahrheit

Von Peter Ruch

Wo ist der neugeborene König der Juden? Wir haben seinen Stern aufgehen sehen und sind gekommen, ihm zu huldigen (Matthäus 2, 1 f.). Die Heiligen Drei Könige heissen im Evangelium «Magier». Die Magie umfasst viele Facetten der Zauberei. Sie setzt voraus, dass in Menschen, Gegenständen oder Handlungen geheimnisvolle Kräfte schlummern, die man sich nutzbar machen kann. Unter Umständen wollte man damit anderen Menschen schaden. Der Glaube an solche Kräfte lebt in der modernen Esoterik weiter. Schon im alten Israel glaubte man häufig daran. Als Beispiele seien die Liebesäpfel Leas (Genesis 30, 14 ff.) und der Zauberstab Aarons (Exodus 7, 12) genannt. Weit verbreitet war das Bestreben, durch Magie und Beschwörung in die Zukunft zu blicken. In dieser Absicht suchte König Saul die Totenbeschwörerin von Endor auf (1. Samuel 28). Zu den wichtigsten Methoden der magischen Zukunftsschau gehörte die Sterndeutung. Horoskope sind ja bis heute verbreitet und beliebt. Im Orient war und ist die Astrologie oft mit umfangreichen wissenschaftlichen Kenntnissen der Astronomie verknüpft. Also nicht lauter Humbug.

Trotzdem ist die Magie mit dem Gottesglauben der Juden und Christen unvereinbar. *Bei dir soll kein Magier, Zeichendeuter, Wahrsager oder Zauberer gefunden werden*, fordert die Thora (Deuteronomium 18, 10). Die Apostelgeschichte berichtet von einem Magier und Pseudopropheten namens Bar-Jesus (13, 6 ff.). Bei aller Ablehnung ist es aber nicht nötig, der Magie den Krieg zu erklären. In der Weihnachtsgeschichte nach Matthäus (2, 1 ff.) sind es Sterndeuter, griechisch «Magoi», die sich vom Orient her durch einen auffälligen Stern nach Bethlehem führen lassen. Obwohl von der Bibel als Irrglaube eingestuft, weist ihnen die Astrologie den richtigen Weg. Im Stall legen sie ihre Geschenke und ihre Weisheit nieder – und finden eine neue: den Glauben an Gott und Jesus Christus, seinen Offenbarer. Auch durch Irrtümer können wir zur Wahrheit gelangen. Das ist tröstlich und entspannend.

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.

Kino

Altwaren-Ekstase

«The Greatest Showman» ist ein furioses Musical über den Zirkuszampano P. T. Barnum. Die Musik ist betörend.

Von Wolfram Knorr



Innige Zwischentöne: Hugh Jackman in «The Greatest Showman».

Was für ein Heidenspass! Mit dem preisgekrönten «La La Land» war das albernste, virtuoseste und charmanteste aller Filmgenres ein wenig in die Ecke der Edeltraumtänzerie gerutscht. Das hat natürlich alle Sensibilisten dieser Welt entzückt, aber ich habe das Musical lieber dort, wo der Trödel Urstand feiert: im Show-Flitter-Sing-und-Tanz-Variété, in der Revue, wo die Irren und Wirren und Hallo-drins ins Scheinwerferlicht drängen. Und in «The Greatest Showman» wird's zum einzigen Nostalgierausch, zur Altwaren-Ekstase, zur entfesselten Raritätenshow zirzensisch aufgewirbelter Riesen, Zwerge, bärtiger Frauen und anderer Kuriositäten, die zum Rhythmusgetöse anheben.

Im Fall von «The Greatest Showman» mangelt es ein wenig an Leichtfertigkeit beim Transfer der Handlung in ein Singspiel. Denn der Showgigant ist kein Geringerer als Amerikas Zirkuszampano Phineas T. Barnum, der Mitte des 19. Jahrhunderts mit viel Getöse das Gewerbe der Schaustellerei mit seinen menschlichen Kuriositäten zum Kommerzhit machte. Sein Auf-

stieg aus der Armut wird, als Musicalstoff, zu bierernst erzählt. Da gerät die Handlung dann gelegentlich mit der eigens für den Film komponierten Musik von John Debney und Joseph Trapanese über Kreuz. Die nämlich ist grandios, mitreissend und lässt in ihrem fulminanten Tempo und Feuereifer die Story vergessen.

Offenbar wollten die Autoren, zu denen Bill Condon («Chicago») gehört, zu viel von Barnums Biografie hineinpacken: seinen mühsamen Aufstieg, seine Affäre mit der Sängerin

Kollegen, heisst es, sollen fassungslos den Kopf geschüttelt haben.

Jenny Lind, mit der er ins Konzertgewerbe einzusteigen versuchte, seinen masslosen Ehrgeiz et cetera. Dass er zeitlebens einen Luftikusruf genoss, wird eher ausgespart. Für den Schriftsteller Ralph Waldo Emerson war Barnum das Symbol für alles Schlechte in den USA. 1907 wurde das Unternehmen vom seriösen Zirkus

der Ringling Brothers übernommen. Nach zwei Verfilmungen, «The Mighty Barnum» (1934) und «A Lady's Morals» (1930; die Story über Barnums Affäre mit der Sängerin Jenny Lind), kam 1980 Barnums Leben erstmals von Cy Coleman als Broadway-Musical auf die Bühnenbretter. Der neuerliche Versuch, Barnums Leben für den Film zu versingen und zu vertanzen, war nicht ganz ohne. Denn die Studiobosse hatten sich entschlossen, die Regie dem Jungspund Michael Gracey zu übertragen, der noch nie zuvor inszeniert hatte. Kollegen, heisst es, sollen fassungslos den Kopf geschüttelt haben. Doch Hugh Jackman («Les Misérables») war sofort bereit, mit dem Novizen zu arbeiten, und brilliert als Barnum. Ihm ist es zu verdanken, dass eine Besetzung zusammenkam, die sich sehen lassen kann: Michelle Williams als Gattin Charity, Rebecca Ferguson als Jenny Lind, Zac Efron als Barnums Kompagnon Philip und Zendaya als Trapezkünstlerin Anne Wheeler.

Bei aller Turbulenz gibt es auch innige Zwischentöne von Toleranzmoral: Über Freaks lacht man nicht, und wenn, mit Zuneigung. Der furiose Tanz- und Tingeltangel-Glamour ist – klar – auch ein Triumph der Choreografen, Ausstatter, Haarkünstler, Kostümfummler und Make-up-Maler: *old-fashioned* von vorn bis hinten. In den USA wurde der Spass ein Flop. Ihn als Weihnachtsfilm neben «Star Wars» zu programmieren, ist purer Sadismus. ★★★★★

Weitere Premieren

C'est la vie! — Max (Jean-Pierre Bacri) ist ein gewiefter Hochzeitsplaner, der auch den neuen Auftrag, ein Riesenfest von Pierre (Benjamin Lavernhe) und Héléna (Judith Chemla) auf einem Schloss, souverän im Griff zu haben scheint. Doch zunehmend mehren sich die Irritationen und kleinen Defekte im reibungslosen Ablauf, bis das Fest dann aus dem Ruder zu laufen droht. Da ist das Buffetessen schlecht geworden, weil viele Gäste im Stau hängenbleiben. Der Fotograf erweist sich als fressgieriger Gimpel, Max' Schwager Julien (Vincent Macaigne) als Fehlbesetzung, und zu allem Überfluss hat Max auch noch Querelen mit seiner Geliebten Josiane (Suzanne Clément), die die Teamarbeit managt, aber Augen für einen attraktiven Jungen hat. Das Leben als durchgeplanten



Kuriose Einfälle: «C'est la vie!»

Prozess darzustellen, ist immer reizvoll, weil es eben bei aller Planerei nie funktioniert. Ein Klassiker ist Jean Renoirs «La règle du jeu» (1939). Auch der grosse Gesellschaftssatiriker Robert Altman hat sich mit «A Wedding» (1978) des Motivs bedient. Mag sein, dass der jüngste Film der «Intouchables»-Regisseure Eric Toledano und Olivier Nakache nicht allzu stark gravitiert, aber ihre Hochzeitsgesellschaft ist voll kuriose Einfälle, sehr lustig und auch ein typisches Abbild des Lebens. ★★★★★



Faszinierend: «Lumière! L'aventure commence».

Lumière! L'aventure commence — Die Revolution begann enttäuschend. Nur 33 Besucher fanden sich am 28. Dezember 1895 im «Grand Café» ein, obwohl für hundert Platz war. Dennoch führte das, was dann gezeigt wurde, zu einer kopernikanischen Wende: zur Geburtsstunde des Kinos! Die Gebrüder Lumière führten ihre laufenden Bilder vor, die auf verrückte Weise schon alles enthielten, was am Medium bis heute ungebrochen fasziniert: die Raffinesse von Spiel, Einstellung und Montage. Der Festivalleiter von Cannes und Kurator Thierry Frémaux hat die alten Dokumente restauriert, neue gefunden und daraus einen faszinierenden Einblick in die Entstehungsgeschichte des Kinos geschaffen. ★★★★★

Knorrs Liste

1	Paddington 2 Regie: Paul King	★★★★★
2	Star Wars: The Last Jedi Regie: Rian Johnson	★★★★☆
3	Pio Regie: Jonas Carpignano	★★★★☆
4	Radiance Regie: Naomi Kawase	★★★★☆
5	Loving Vincent Regie: D. Kobiela / H. Welchman	★★★★☆
6	Coco Regie: Lee Unkrich / Adrian Molina	★★★★☆
7	On Body and Soul Regie: Ildikó Enyedi	★★★★☆
8	Dieses bescheuerte Herz Regie: Marc Rothemund	★★★★☆
9	Madame Regie: Amanda Sthers	★★★★☆
10	The Mountain Between Us Regie: Hany Abu-Assad	★★★★☆

Jazz

Der freie Atem der Ostsee

Von Peter Rüedi

Vor Zeiten unterhielt ich mich in Oslo mit dem Saxofonisten Jan Garbarek für ein Porträt in diesem Blatt. Wir sprachen unter anderem über die musikalische Geografie Nordeuropas. Zu der gehörte für Garbarek, den Sohn einer norwegischen Mutter und eines polnischen Vaters, auch Polen. «Dort hatten sie wunderbare Musiker, in den Sechzigern, und dann hörte man lange nichts mehr. Und jetzt tauchen eine ganze Reihe von jungen Musikern auf, etwa die um den Trompeter Tomasz Stanko. Sie haben eine gute Tradition und eine gute Ausbildung. Da muss was kommen, was uns freuen wird.» Es kam, und es freut uns. Das Quartett, mit dem der Saxofonist Maciej Obara seit 2013 arbeitet, ist ein Beispiel für die enge Beziehung zwischen der polnischen und der norwegischen Jazzszene. Obara, auf seinem jüngsten Opus, dem ersten bei ECM, ausschliesslich am Alto, trifft hier zusammen mit dem stupenden Pianisten Dominik Wania auf die Norweger Ole Morten Vågan (Bass) und Gard Nilssen (Drums). Die mal lyrisch nachdenkliche, mal mit mächtig viel Power explodierende, immer intensive Musik stellt unverkennbar den Bezug her zu dem Paten des neuen polnischen Jazz, Tomasz Stanko, aber auch zu dessen grossem Vorbild, dem inzwischen zu einer Art Mythos verklärten Komponisten und einstigen Stanko-Partner Krzysztof Komeda, dem eigentlichen Gründervater eines gleichzeitig freien und melodischen, bezwingenden polnischen Jazz.

«Unloved», der Titelsong der CD, ist denn auch eine Verneigung vor Komeda. Aber auch die übrigen Titel, alle von Obara vorgegeben, alle erst im improvisierenden Kollektiv aufblühend, halten wunderbar die Balance zwischen kompositorischer Logik und weit ausholenden freien Atembögen. Im luftigen Alto-Sound der balladesken Passagen an Lee Konitz erinnernd, im Forte schneidend intensiv, ist diese Band insgesamt locker und sehr kompakt. Alle vier, zumal aber Pianist Wania, in den virtuos wirbelnden Fortissimi wie in den eindringlich gezogenen Melodielinien meisterhaft, tragen zu diesem irisierenden Gleichgewicht zwischen Freiheit und Folgerichtigkeit bei.



Maciej Obara Quartet:
Unloved. ECM 2573 CD 6025
5764562



Brillanter Formulierer: Philosoph Saner.

Hans Saner (1934–2017) – Er wirkte wie aus der Zeit gefallen. Und war wohl genau deshalb beliebt. Er war ein Philosoph, der sich gegen Pauschalisierung verwahrte, gegen die Entweder-oder-Denkform, gegen die Kategorisierung. Dafür pries er das Denken als Tätigkeit an sich: das Denken, das Mut erfordere.

Saner war ein ruhiger Mensch. Was er als Provokationen ansah – sein Vorschlag für ein Stimmrechtsalter null, die Preisung der Sterbehilfe, die Lossagung von Gott –, würde im heutigen Mediengetöse niemandem mehr auffallen. Sein bekanntestes Buch trägt seiner Art entsprechend den genialen Titel «Die Anarchie der Stille». Überhaupt war Saner ein brillanter Formulierer. Dies kommt insbesondere in seinen Aphorismen zum Ausdruck, die zum Besten gehören, was es diesbezüglich in der Schweiz gibt. «Der Aphorismus ist der kürzeste Weg zu einer unerwarteten Einsicht», meinte er. Zwei Beispiele: «Der Missbrauch der Freiheit ist ihr Gebrauch, der uns nicht passt.» Und: «Steigerung: Dumm war er schon. Dann wurde er selbstgerecht. Dann Moralist.»

Geboren und aufgewachsen ist Saner in einer streng religiösen Familie in Grossehöchstetten im Emmental. Er wurde Primarlehrer, widmete sich dann der Philosophie, doktorierte über Kant. Was seine Abkehr von der Religion betrifft, war er vor allem durch Nietzsche geprägt. Sieben Jahre lang war er in Basel Assistent des grossen deutschen Philosophen Karl Jaspers, der ihm auch seinen Nachlass vermachte. Saner hatte für seinen Lehrmeister eine fast schon unterwürfige Bewunderung: Jaspers bewege sich «von seinem Können her in einer anderen Sphäre», sagte er vor drei Jahren in der *Weltwoche*.

Am 26. Dezember ist Saner nach langer Krankheit gestorben. Ob er die von ihm oft gepriesene Sterbehilfe in Anspruch nahm, ist nicht bekannt.

Rico Bandle

Jägermeister der historischen Anekdote

Dutzendfach hat Giles Milton geheimnisvolle Episoden der Weltgeschichte aus den Archiven gehoben. Für die *Weltwoche* öffnet er 2018 jede Woche seine Schatzkiste. *Von Urs Gehrig*

Jeder kennt sie, die Besessenen mit ihren Metalldetektoren, die im Morgengrauen die Sandstrände der Riviera nach verschollenen Wertsachen absuchen, getrieben von der Hoffnung, eines Tages einen kleinen Schatz zu finden. Giles Milton ist aus demselben Holz geschnitzt – allerdings mit zwei markanten Unterschieden. Seine Jagdgründe sind nicht Sandstreifen, sondern historische Archive. Und seine Ausbeute ist um ein Vielfaches üppiger als diejenige der Strandjäger.

Einhundert Schätze hat der britische Historiker in den letzten Jahren gehoben. Es sind faszinierende Anekdoten der Weltgeschichte, herzerreissende Tragödien und atemberaubende Einzelschicksale.

Zu Miltons Helden zählen Gangster, Sklavinnen, Quacksalber und Abenteurer. Einige unter ihnen sind einschlägig bekannt, wie Lenin, Hitler oder Queen Elizabeth II. Die meisten jedoch sind Unbekannte, die durch Leichtsinn, Wagemut oder Fügung des Schicksals in den Mahlstrom der Weltgeschichte geraten sind. Ota Benga zum Beispiel, ein Pygmäe aus dem Kongo, den man 1906 zur Volksbelustigung nach New York schleppte und in einen Zoo einsperrte; er nahm sich schliesslich das Leben. Oder der russische Forscher, genannt «roter Frankenstein», der davon besessen war, Menschen mit Affen zu kreuzen. Auch der bedauernswerte Sun Yaoting ist einer von ihnen, der letzte Eunuch Chinas. Oder Hildegard Trutz, die am Programm zur «Rassenhygiene» teilnahm und sich von einem anonymen SS-Offizier begatten liess, um Hitler als Gebärmutter zu dienen.

Milton erzählt ihre Geschichten mit meisterhaftem Flair fürs Detail. Auf dem englischsprachigen Buchmarkt sind seine gesammelten «Fascinating Footnotes from History» zum Bestseller aufgestiegen. Zu unserer grossen Freude hat sich Milton bereit erklärt, seine Schatzkiste exklusiv für die *Weltwoche*-Leser zu öffnen. Das neue Jahr bringt jede Woche einen historischen Leckerbissen (Seite 60).

Ehe Milton vor Weihnachten mit Frau und Töchtern zum familiären Landsitz im Burgund aufbrach, gab er uns im heimischen London einen Einblick in sein Schaffen. «Manchmal blätterst du tagelang in vergilbten Papieren und findest nichts», so Milton, während er Haustier Balthazar, einen hochbetagten Hasen, für die lange Reise ins Auto verfrachtete. «Dann öffnest du eine Schachtel, und es jagt dir ein Schauer über den Rücken.»

Giles Milton, erinnern Sie sich an den Tag, als Sie den ersten Schatz gehoben haben?

Es war vor einigen Jahren in den National Archives in London. Vor mir lag ein Papierstoss, wie ich ihn schon tausendfach gesichtet hatte. Plötzlich fiel mir eine Fotografie in die Hände. Abgebildet war eine Waldlichtung, über der dunkler Rauch aufsteigt. Es war die Dichte der Rauchwolke, die mich stutzig machte. Ich vertiefte mich in die Akten, und bald stiess ich auf ein Dossier mit dem Vermerk «Top Secret». Es ging um Churchill, Giftgas und die Bolschewiken. Nach ein paar Minuten wurde mir klar: Ich war auf eine historische Goldmine gestossen.

Sie sprechen von den Dokumenten über Churchills Entscheid, Chemiewaffen gegen die Bolschewiken einzusetzen?

Seit langem hatte man über Churchills Flair für Massenvernichtungswaffen diskutiert. Man wusste vom Einsatz von Giftgas im Nahen Osten während des Ersten Weltkriegs. Doch diese Geschichte hier war

«Churchill fand Chemiewaffen humaner als andere Waffen, die damals in Gebrauch waren.»

gänzlich unbekannt. Vor mir lagen Akten, die dokumentierten, dass der damalige Munitionsminister Churchill persönlich den Einsatz von Chemiewaffen gegen die Bolschewiken befürwortete. Er liess 50 000 Kanister mit hochtoxischem Gas nach Nordrussland verfrachten und dort auf Dörfer werfen.

Fanden Sie auch Dokumente, die über einen inneren Konflikt Churchills bezüglich des Einsatzes solcher Waffen Aufschluss geben?

Interessant ist, dass Churchill überhaupt keine moralischen Skrupel hatte. Er fand diese Waffen viel humaner als die meisten anderen, die damals in Gebrauch waren. Churchill war ein grosser Verfechter dieser «modernen Waffen der Kriegsführung». Er kritisierte seine warnenden Kabinettskollegen, sie seien «überempfindlich». Wäre es nur nach ihm gegangen, hätten die Briten noch öfter Massenvernichtungswaffen eingesetzt.

Neben Krieg und Zerstörung findet sich unter Miltons Perlen Exotisches wie die Abenteurer



Gangster, Sklavinnen, Quacksalber, Abenteurer: Schriftsteller Milton.

des weiblichen Robinson Crusoe oder Mysteriöses wie die Geschichte von der «geheimsten Adresse der Welt». Erotisches der besonderen Art wird präsentiert, wie die Sexorgien von Papst Alexander VI. (1431–1503), dem Pontifex, der mehr Kinder zeugte als jeder andere Stellvertreter Gottes auf Erden. Oder Bizarres wie der Raub der «Mona Lisa» aus dem Louvre – ein Kriminaldelikt mit Happy End übrigens, durch das da Vincis Meisterwerk über Nacht zum berühmtesten Gemälde der Welt aufgewertet wurde.

Einige Stoffe sind bekannt – wie derjenige über die letzten einsamen und qualvollen Stunden im Leben Stalins –, doch Milton erzählt sie mit einer Vitalität, dass sie sich lesen wie *breaking news*. Dann wieder sorgt Milton mit einer Trouvaille für eine neue Wende in einem bekannten Fall.

Sie haben Dokumente gefunden, die den Mord an Rasputin in einem neuen Licht erscheinen lassen. Was ist neu?

Ich habe einen Stoss Dokumente ausgegraben, die belegen, dass ein britischer Geheimagent des MI6 1916 an der Ermordung Rasputins beteiligt war. Grossbritannien hatte ein grosses Interesse, den berüchtigten Mentor des Zaren umzubringen. Rasputin, dem magische Kräfte nachgesagt wurden, hatte Zar Nikolaus II. zu überreden versucht, Russland aus dem Ersten Weltkrieg hinauszuziehen, wodurch die Briten an der Westfront gewaltige Probleme befürchteten.

Ebenso faszinierend ist die Geschichte von Hitlers Leibarzt Dr. Morell, der dem Führer täglich Drogen verabreichte. Eva Braun warf ihm vor, er habe aus ihrem Adolf einen Junkie gemacht.

Diese schauerhafte Geschichte kam im Sommer 2012 in ihrer vollen Dimension ans Tageslicht, als in den USA medizinische Notizen von Dr. Theodor Morell auftauchten. Auf den ersten Blick sahen Morells Aufzeichnungen aus wie unbedeutende Fussnoten zum riesigen Fundus an Hitler-Material. Doch bei Fussnoten lohnt es sich stets, genau hinzuschauen. So entdeckte ich, dass Morell Hitler ausserordentlich hohe Dosen an Drogenmixturen aus Kokain, Amphetaminen und Testosteron verabreichte. Bis zu achtzig verschiedene Drogen nahm Hitler täglich zu sich.

Gibt es Protokolle über die Auswirkungen der Drogen auf Hitlers Verhalten?

Es gibt Beschreibungen, wie die Drogen Hitlers Stimmung komplett veränderten. Bei einem Treffen mit Mussolini beispielsweise war er mit Amphetaminen derart vollgepumpt, dass er bloss zusammenhangslosen Wortsalat absonderte.

Mit wem teilen Sie Ihre Begeisterung, wenn Sie auf ein neues Fundstück stossen?

Manchmal versuche ich es bei meiner Frau oder meinen drei Töchtern, aber sie blicken mich bloss schulterzuckend an. Eigentlich bin ich ihnen dafür dankbar. Denn es ist wichtig, dass man über die eigenen Entdeckungen schweigt. So fliesst die ganze Begeisterung beim Schreiben in die Geschichten ein.

Bevor wir nun mit Ihrer Serie starten: Können Sie uns verraten, welches Ihre persönliche Lieblingsgeschichte ist?

Unmöglich. Aber wenn Sie mich unbedingt nötigen wollen, nenne ich Ihnen zwei Beispiele, die mir nicht mehr aus dem Kopf gehen. So die verrückte Geschichte über den Diebstahl von Charlie Chaplins Leiche. Schier unglaublich, wie dumm sich die beiden Diebe angestellt haben, die bei Nacht und Nebel das Grab aushoben.

Das war in einer Gemeinde am Genfersee. Die Diebe haben den Sarg in einem Maisfeld verscharrt.

Genau. Und danach haben sie vergessen, wo sie ihn versteckt haben. Wenn du schon ein Verbrechen begehst, dann mach es wenigstens richtig! Zu meinen Favoriten gehört auch «Der lange Krieg des Hiroo Onoda», die Tragödie des japanischen Soldaten, der nicht mitbekommt, dass der Zweite Weltkrieg zu Ende ist, und 29 Jahre im Dschungel auf den Philippinen allein weiterkämpft.

Grotesk! Als wär's ein Sketch von Monty Python.

Ja. Aber gleichzeitig spricht sein Beispiel Bände über die japanische Kampfmoral. Oft erklärt eine Anekdote mehr als hundert Seiten Analyse.

Auf der nächsten Seite: Start von Giles Miltons neuer *Weltwoche*-Serie «Mysterien der Weltgeschichte»

Der lange Krieg des Hiroo Onoda

Als der Zweite Weltkrieg zu Ende ging, hat Hiroo Onoda nichts davon erfahren. 29 Jahre kämpfte der japanische Soldat im Dschungel der Philippinen einen einsamen Guerillakrieg. Bis zu jenem Tag, als sein alter Kommandant auftauchte. *Von Giles Milton*

Er lebte im Dschungel und ernährte sich von wilden Kokosnüssen, die es dort im Überfluss gab. Sein Hauptfeind waren die Moskitos, die bei jedem neuen Regenguss auftauchten. Doch es gab noch einen anderen, unsichtbaren Feind.

Weil Hiroo Onoda nicht wusste, dass der Zweite Weltkrieg beendet war, kämpfte er 29 Jahre lang im Dschungel der Philippinen einen einsamen Guerillakrieg.

Im Februar 1945 waren die Amerikaner auf der Insel Lubang gelandet, und sechs Monate später fand der Zweite Weltkrieg ein Ende. Hiroo Onoda und seine Leute hatten jedoch nie den Befehl erhalten, die Waffen niederzulegen. Ihre Anweisung lautete vielmehr, bis zum bitteren Ende zu kämpfen. Noch 1974 folgte Onoda diesem Befehl. Seine Geschichte ist eine von Mut, Farce und verrückter Loyalität.

Hiroo Onoda war für eine militärische Karriere bestimmt. Als Zwanzigjähriger hatte er sich zur kaiserlichen japanischen Armee gemeldet und war als Nachrichtenoffizier und im Guerillakampf ausgebildet worden. Im Dezember 1944 wurden er und einige andere Elitesoldaten auf die philippinische Insel Lubang entsandt.

Ihr Auftrag lautete, die Landebahn und die Hafenanlagen der Insel zu zerstören. Unter keinen Umständen durften sie sich ergeben oder Selbstmord verüben. «Es ist Ihnen strengstens untersagt, sich das Leben zu nehmen», lautete Onodas Befehl. «Solange Sie

Er und seine beiden Kameraden waren entschlossen, bis zum bitteren Ende zu kämpfen.

noch einen Soldaten haben, müssen Sie ihn führen. Vielleicht werden Sie sich von Kokosnüssen ernähren müssen. Wenn das der Fall sein sollte: Ernähren Sie sich von Kokosnüssen! Unter keinen Umständen dürfen Sie freiwillig aus dem Leben scheiden.»

Onoda gelang es nicht, Landebahn und Hafenanlagen von Lubang zu zerstören, so dass



Wilde Kokosnüsse: Hiroo Onoda.

amerikanische und philippinische Truppen die Insel im Februar 1945 einnehmen konnten. Die meisten japanischen Soldaten wurden gefangen genommen oder getötet. Onoda und drei Kameraden flohen in die Berge und beschlossen, von dort aus weiterzukämpfen.

Lubang war eine kleine Insel – 24 Kilometer lang und 9 Kilometer breit. Aber sie war mit

Scharfsinn fürs historische Detail



Der britische Historiker und Bestsellerautor Giles Milton, 52, schreibt an dieser Stelle wöchentlich eine «Mysterien der Weltgeschichte». Es sind herzerreissende Tragödien und atemberaubende Einzelschicksale, aufgezeichnet mit einem Flair für das historische Detail. Miltons Werke wurden in über zwanzig Sprachen übersetzt. Der «Meister der Geschichtserzählung» (*Sunday Times*) lebt in London und im Burgund, ist verheiratet mit einer Deutschfranzösin, Vater von drei Töchtern und Besitzer eines hochbetagten Haushasen. www.gilesmilton.com

dichtem Dschungel bewachen, der den vier japanischen Soldaten als Versteck diente. Sie führten Guerilla-Aktionen durch, töteten bei einem Angriff mindestens dreissig Filipinos und lieferten sich mehrere Zusammenstöße mit der Polizei.

Im Oktober 1945 entdeckten die Männer ein Flugblatt, auf dem zu lesen war: «Der Krieg ist seit dem 15. August zu Ende. Kommt herunter von den Bergen.» Onoda blieb skeptisch, er hielt das für alliierte Propaganda.

Ein paar Monate später fanden die Männer ein zweites Flugblatt. Es war ein Kapitulationsbefehl von General Tomoyuki Yamashita, dem Befehlshaber der 14. Armee. Wieder hielten Onoda und seine Männer das Flugblatt für ein Täuschungsmanöver und schworen, weiterhin Widerstand zu leisten.

Vier Jahre vergingen, und noch immer lebte der kleine Trupp im Dschungel. Einem der vier, Yuichi Akatsu, reichte es jedoch. Er setzte sich von seinen Kameraden ab, ergab sich der philippinischen Armee und kehrte nach Japan zurück. Er informierte die Behörden darüber, dass drei seiner zurückgebliebenen Kameraden glaubten, der Krieg sei noch immer nicht zu Ende.

Zwei weitere Jahre später wurden Fotos und Briefe von Angehörigen über Lubang abgeworfen. Onoda fand die Päckchen, glaubte aber noch immer an einen raffinierten Trick. Er und seine beiden Kameraden waren entschlossen, bis zum bitteren Ende zu kämpfen. Sie hatten kaum Ausrüstung und praktisch keinen Proviant. Sie ernährten sich von Kokosnüssen und Bananen und töteten gelegentlich eine Kuh.

Ihre Lebensbedingungen waren grauenhaft – tropische Hitze, unablässiger Regen, Ratten. Sie schliefen in provisorischen Hütten, die sie aus Ästen gebaut hatten.

Aus Jahren wurden Jahrzehnte, und die ersten Alterserscheinungen machten sich bemerkbar. Einer von Onodas Kameraden wurde 1954 von lokalen Filipinos getötet. Ein zweiter lebte noch achtzehn Jahre, bis er im

Oktober 1972 erschossen wurde. Er und Onoda hatten einen Guerilla-Überfall unternommen, um sich mit Nahrungsmitteln zu versorgen, und waren dabei in eine Schiesserei geraten.

Onoda war nun allein, der letzte japanische Soldat, für den der Zweite Weltkrieg nach 27 Jahren noch immer nicht zu Ende war. Es war ein einsamer Kampf, aber Onoda weigerte sich, die Waffen niederzulegen. Im Frühjahr 1974, als Onoda noch immer Guerilla-Aktionen unternahm, gelang es dem japanischen Studenten Norio Suzuki, ihn aufzuspüren

«Wir haben den Krieg verloren?», waren seine ersten Worte.

und mit ihm Kontakt aufzunehmen.

Er teilte Onoda mit, dass der Krieg längst zu Ende sei. Onoda glaubte ihm kein Wort. Er werde erst dann kapitulieren, wenn er einen entsprechenden Befehl seines Vorgesetzten habe.

Nun schaltete sich die japanische Regierung ein. Es gelang, Onodas ehemaligen Kommandanten ausfindig zu machen, einen Major Taniguchi, der zum Glück noch am Leben war. Er wurde nach Lubang geflogen mit dem Auftrag, Onoda höchstpersönlich den Befehl zur Kapitulation zu erteilen.

Das geschah am 9. März 1974. «Japan», erklärte er Onoda, «hat den Krieg verloren, alle Kampfhandlungen sind unverzüglich einzustellen.»

Nationalheld bei der Rückkehr

Onoda wurde offiziell von seinen militärischen Aufgaben entbunden und aufgefordert, Gewehr, Munition und Handgranaten zu übergeben. Major Taniguchis Mitteilung erstaunte und irritierte ihn. «Wir haben den Krieg verloren?», waren seine ersten Worte. «Wie konnte [die japanische Armee] so pflichtvergessen gewesen sein?»

Bei seiner Rückkehr nach Japan wurde er als Nationalheld gefeiert. Doch der Rummel um seine Person behagte ihm nicht. Japan war für ihn nur noch ein Schatten der grossen kaiserlichen Nation, der er so lange Jahre gedient hatte. Er war überzeugt, dass Japan den Krieg hätte gewinnen können, wenn mehr Soldaten wie er bis zum bitteren Ende gekämpft hätten.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Lesen sie nächste Woche:
«Wer hat Rasputin ermordet?»

Weltwoche Nr. 01.18
Illustrationen: Jonathan Németh für die Weltwoche



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Mein Mann und ich sind seit 22 Jahren verheiratet. Seit die Kinder ausgezogen sind, haben wir kaum mehr Gesprächsthemen, nur noch wenig gemeinsame Interessen. Ich bin ausgehfreudig, möchte immer etwas unternehmen, mein Mann bleibt lieber zu Hause. Uns verbindet eigentlich nichts mehr ausser die gemeinsame Vergangenheit. Soll ich mich von ihm trennen? *Marianne F., Zürich*

Hängt denn das Zusammenleben von Gesprächsthemen und vielen gemeinsamen Interessen ab? Immerhin scheint eine gemeinsame Vergangenheit zu bestehen – das ist doch schon viel. Sprechen Sie mit Ihrem Mann über Ihre und seine Interessen und merken Sie: Wer verheiratet ist, bleibt zusammen trotz Trennendem und trotz wenig Verbindendem – sonst müsste man ja nicht heiraten.

Ich möchte 20 000 Franken für einen guten Zweck spenden. Hilfswerke sind mir

suspekt. Wem soll ich das Geld zukommen lassen? *Werner H., Baden*

Jemandem, der Ihnen am Herzen liegt. Bewirken Sie mit der Zuwendung etwas, woran Sie Freude haben. Wenn Sie Gutes bewirken, macht es mehr Freude, als wenn Sie glauben, dank Ihrer Spende seien Sie ein guter Mensch, was wir ja alle so oder so nicht sind.

Mein Chef ist weniger intelligent als ich. Ich nehme ihn nicht ernst. Was soll ich tun? *Ruth K., Frauenfeld*

Höhere Intelligenz ist an den meisten Orten nicht eine Chef-Voraussetzung. Könnten Sie nicht versuchen, die Intelligenzschwäche des Chefs durch Ihre scheinbar so überragende Intelligenz zu ersetzen? Das könnte dann dazu führen, dass Sie gar keinen intelligenteren Chef mehr wollen. Denn mit Gescheiterten wären Sie plötzlich überflüssig.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

DIE WELTWOCH

Vielfalt, die begeistert.

Probeabo
8 Ausgaben
nur Fr. 38.–

Jetzt bestellen!
www.weltwoche.ch/probeabo
Telefon 043 444 57 01



«Nur der strengerzogene Hund ist der freie Hund»

Ildikó von Kürthy, Lieblingsautorin vieler Frauen, hat sich einen Mini-Goldendoodle namens Hilde zugelegt – und mitten im Haustierwahnsinn ein Buch geschrieben.

Von Claudia Schumacher und Marcelo Hernandez (Foto)



«Katzen fühle ich mich immer unterlegen. Das kann ich nicht brauchen»: Autorin von Kürthy.

Nimmt Ildikó von Kürthy in ihrem Hamburger Haus zum Interview den Telefonhörer ab, kann sie gerade noch grüssen – schon bellt Hilde lautstark dazwischen. Von Kürthy hat einen Mann und zwei kleine Kinder, doch erst mit Hund war die Familie komplett für sie. «Der Wunsch, ein Tier zu halten, entspringt einem uralten Grundmotiv – nämlich der Sehnsucht des Kulturmenschen nach dem verlorenen Paradies», zitiert von Kürthy den Medizinnobelpreisträger Konrad Lorenz. Die «leicht unterdurchschnittliche» Intelligenz ihres Hundes empfindet von Kürthy auch tatsächlich als runterdimmende Erholungskur im neurotischen Grosstadtalltag, «sehr angenehm». Doch gleichzeitig mache sich mit Hilde in ihrer Familie auch ein archaisches

Querulamentum breit. Ein Gespräch über das neue Leben mit Tier.

Frau von Kürthy, was hat Ihre Hilde in der Vorweihnachtszeit angestellt?

Sie hat sich mittlerweile eigentlich recht gut akklimatisiert, aber es passieren immer noch seltsame Dinge im Haus. Gerade erst musste ich mit ihr nachts in die Notapotheke fahren, um Kohletabletten zu kaufen, wie man sie vergifteten Kindern gibt. Hilde hatte irgendwelche Schokoladenkekse gegessen, und ich war mir nicht sicher, wie viele davon. Also habe ich natürlich sofort gegoogelt, und da stand, dass Schokolade für Hunde sehr gefährlich sei.

Sind Hunde dümmer als Katzen, wenn sie Sachen essen, die ihnen nicht bekommen?

Wir Menschen essen ja auch Schokolade, obwohl sie nicht gut für uns ist. Da stehe ich also solidarisch mit meiner Hilde.

Sie hatten in Ihrer Jugend einen Hund, und dann 37 Jahre lang Sehnsucht, wie Sie schreiben. Warum haben Sie so lange gewartet?

Mein Vater war blind, und die Blindenführhunde gehörten für mich zur Familie, weshalb Hunde vielleicht für mich auch heute nicht aus dem Familienbild wegzu-denken sind. Aber in meinem Erwachsenenleben war lange Zeit immer zu viel los, als dass ich mich da noch um einen Hund hätte kümmern können. Heute aber, mit den Kindern und so sesshaft, wie ich mittlerweile bin, dachte ich: «Es ist Zeit für das i-Tüpfelchen.»

Sie haben sich den Hundekauf romantisch vorgestellt, aber es lief dann etwas nüchterner ab.

Es war ein Realitätsschock. Obwohl ich mir hoch anrechne, dass ich mir nicht einfach den Hund meiner Träume zugelegt habe, sondern den, der zu mir und meinen Bedürfnissen passt. Ich sah mich ja nun auch an der Seite eines hochbeinigen, adligen, Ehrfurcht einflössenden, intelligenten Tieres mit schwarzglänzendem Fell – mein Ebenbild quasi. Und das machen vorher eben viele falsch, dass sie sich nicht ehrlich fragen: «Wer bin ich, und was kann ich? Was kann ich leisten, und was für einem Hund kann ich gerecht werden?»

Nach welchen Kriterien haben Sie sich entschieden?

Ich brauche zum Beispiel keinen grossen Hund, ich habe kleine Kinder. Ich brauche auch keinen wahnsinnig intelligenten Hund, ich habe einen intelligenten Mann, das reicht mir eigentlich und ist mir meistens schon zu anstrengend. Ich brauche auch keinen Jagdhund, den man vier Stunden am Tag ausführen muss, dazu habe ich weder die Zeit noch die Lust. Und so habe ich mich dann für den richtigen Hund entschieden. Der hatte aber gar nicht mehr so viel gemein mit meiner ursprünglichen Sehnsucht. Und er kackte überall hin. Dazu kam diese enorme Angst vor einem völlig von mir abhängigen Leben. Ich hatte fast vergessen, wie belastend das eben auch sein kann. Bei den

«Bei den Kindern unterstützen einen die Stillhormone. Aber bei einem Welpen?»

eigenen Kindern ist das etwas anderes, da unterstützen einen die Stillhormone. Aber bei einem Welpen? Da sass Baby Hilde also vor meiner Dusche und weinte, weil ich kurz verschwunden war. Das hat mich total überrascht, trotz meterweise Fachliteratur, die ich studiert hatte. Darin stand: Das ist anstrengend, da muss man viel an die frische Luft – und überhaupt sich kümmern. Aber dass es so ein Emotionschaos werden würde, und oftmals kein schönes: Das stand da nicht drin.

Laut Klick- und Verkaufszahlen ist die Katze heute das beliebtere Haustier als der Hund. Zum heutigen Menschen – weniger bindungswillig, flexibler, später sesshaft – passt die unabhängige Katze besser.

Vielleicht kann man aber gerade deshalb den Hund für seine Verbindlichkeit schätzen: dass er Bezug nimmt auf seinen Halter, dass er ihn liebt, dass er ihm etwas bedeutet – ich glaube, das ist bei Katzen

anders. Die sind unabhängig und machen, was sie wollen. Und davon habe ich genug Wesen im Haus. Ausserdem fühle ich mich Katzen immer unterlegen. Das kann ich nicht brauchen.

Viele Frauen, die sich ein Tier anschaffen, verlieren sofort Herz und Seele. Mitunter dient das Tier als Kinderersatz.

Das war zwar bei mir nicht so, aber ich finde es nachvollziehbar. Der Hund ist um ein Grad wärmer als wir. Und wenn er sich einem auf den Schooss legt, wird einem auch gleich warm ums Herz. Für viele muss der Hund einen Mangel ausgleichen. Für mich ist der Hund ein Zugewinn. Ich habe meinen Beruf, meine Kinder, meinen Mann. Mein Leben ist ziemlich ausgefüllt. Bei Alleinstehenden, bei Familien mit älteren Kindern oder bei alleinlebenden Menschen ist das vielleicht anders. Und das ist in Ordnung: Wahrscheinlich wären 20 Prozent der Omas schon tot, wenn sie nicht ihre Hunde hätten. Kritisch wird es, wenn die Hunde stark vermenschlicht werden. Was mich manchmal erschreckt, ist, dass mit der Vermenschlichung des Tieres oft eine Entmenschlichung des Menschseins einhergeht. Es gibt Hundehalter, denen bedeutet ihr Tier mehr als jeder Mensch. Hunde sind die perfekte Projektionsfläche. Dass wir uns in der Gesellschaft stärker für Tiere als für wundgelegene Rentner engagieren, finde ich erschreckend. Ein Armutszeugnis.

So eine Liebe zum Tier, das abhängig ist, einen anhimmelt, keine Widerrede äussert: Das ist einfach – und vielleicht etwas narzisstisch.

Da würden Hardcore-Tierliebende natürlich widersprechen. Die sagen: «Mein Hund versteht mich genau, der merkt, wenn's mir schlechtgeht, und da fühle ich mich aufgehoben und getröstet.» Ich selbst finde auch, dass einem das Tier viel zurückgibt. Vor allem durch seine geistige Schlichtheit, die nimmt einem Ängste. Der Hund weiss nicht, dass gerade mal wieder irgendwo ein Terroranschlag war. Der weiss auch nicht, was die politische Situation ist – und das tut gut, wenn man sich als Frauchen zeitweise in diesen analogen Hafen zurückziehen kann.

Hat ein Hund eine Persönlichkeit? Und wenn nein, kann man ihm eine anziehen?

Erst mal ist ein Hund keine Person. Er hat aber Charakter und bestimmte Wesenszüge; teilweise sind das rassenspezifische. So ist ein Golden Retriever meistens sehr gutmütig und nicht sehr klug. Und dann gibt es individuellere Züge. Meine Hilde, die ist wirklich wahnsinnig ängstlich anderen Hunden gegenüber, keine Ahnung, warum. Und dann ist der Hund natürlich auch noch der Spiegel seines Besitzers – oder verweist zumindest auf das, was der Besitzer gerne wäre. Die Hunde von so Typen, die möchten,

dass man die Strassenseite wechselt, wenn man ihnen entgegenkommt: Da ist klar, was die aufwerten wollen. Ich versuche gar nicht, meiner Hilde viel anzuerziehen. Aber ich weiss auch: Nur der gut- und strengerzogene Hund ist der freie Hund, denn alle anderen Hunde müssen an die Leine. Meine Hilde folgt mittlerweile bei Fuss.

Hilde ist sehr vernarrt in Ihren Mann, der gar keinen Hund wollte.

Mein Mann war sehr distanziert gegenüber Hilde. Und die Distanzierten sind ja immer

«20 Prozent der Omas wären wahrscheinlich schon tot, wenn sie nicht ihre Hunde hätten.»

die, die am meisten begehrt werden von diesen Dingen, von diesen dummen, blonden, kurzbeinigen Mädchen wie Hilde. Und so hat sich Hilde ihren Platz in seinem Herzen durch rabiate Distanzlosigkeit erkämpft. Das war sehr lustig. Was Hilde machte, war geradezu entwürdigend. Wenn sie sich so an ihn heranscharwenzelte auf dem Sofa, sich unter ihn schob, damit er sie endlich mal streichelte, und sie dann so erleichtert seufzte, wenn er ihr mal die Hand auf den Kopf legte: Da ging einem schon das Herz auf.

Gehören Sie heute auch zu den Menschen, die Tausende Euros zahlen würden, wenn der Hund unters Auto kommt und eine teure OP braucht?

Ich würde viel tun, um dieses Tier zu retten. Wo die Verhältnismässigkeit aufhört, das wage ich vorher nicht zu sagen. Man selber mag da noch Distanz haben, aber wenn ich meine Söhne sehe, wie inbrünstig die Hilde lieben, dann würde ich womöglich doch nochmals ein Stück weiter gehen, als ich das eigentlich für angemessen halte. Aber wer entscheidet, was angemessen ist? Beim Tierarzt war neulich vor uns eine Wüstenspringmaus dran, der für 500 Euro ein riesenhafter Tumor entfernt wurde. Ist das Spinnerei? Das Mädchen, dem die Maus gehörte, war überglücklich. Andere kaufen sich exklusiven Champagner – was ist besser? Dass wir so viel Geld in unsere Dackel und grossartigen Möpfe investieren, zeigt ja auch, dass es uns wirklich gutgeht.



Ildikó von Kürthy: Hilde.
Mein neues Leben als Frauchen.
Sehnsucht an der Leine,
Irrsinn auf der Hundewiese
und spätes Glück mit Gassibeutel.
Wunderlich. 320 S., Fr. 29.90



Thiel

No Billag II

Von Andreas Thiel

Gebührenzahler: Was werden Sie tun, wenn die «No Billag»-Initiative angenommen wird?

Leuthard: Sie darf nicht angenommen werden.

Gebührenzahler: Warum nicht?

Leuthard: Weil wir keinen Plan B haben.

Gebührenzahler: Wieso nicht?

Leuthard: Ich will nicht darüber nachdenken.

Gebührenzahler: Sie reden sich ein, dass es zu Ihrer Politik keine Alternative gibt?

Leuthard: Die Politik des Bundesrates ist alternativlos.

Gebührenzahler: Wie gelangt man zu einer solchen Ansicht?

Leuthard: Angela Merkel hat mich zu dieser Idee inspiriert.

Gebührenzahler: Das ist reinster Dogmatismus.

Leuthard: Wenn Dogmatismus die SRG rettet, soll er mir recht sein.

Gebührenzahler: Sie wissen aber, dass Buddha den Dogmatismus zu den vier Grundübeln zählt, welche den Menschen ins Verderben stürzen?

Leuthard: Was sind denn die anderen drei Grundübel?

Gebührenzahler: Gier, Trägheit und Hass.

Leuthard: Und wo ist der Zusammenhang?

Gebührenzahler: Die Abgabe, welche die SRG erhebt, entspringt der Gier. Das Programm zeugt von Trägheit. Die Diffamierung von Kritikern lässt auf Hass schliessen. Und Ihre Behauptung, es gebe keinen Plan B, ist purer Dogmatismus.

Leuthard: Zu Buddhas Zeiten gab es eben noch keine SRG.

Gebührenzahler: Aber seine Lehre ist auch noch Jahrtausende später aktuell. Was glauben Sie, wie viele sich nach zwei- oder dreitausend Jahren noch an die SRG erinnern werden?

Leuthard: Das ist mir egal. Bis dahin bin ich längst nicht mehr Bundesrätin.

Gebührenzahler: Wenn Sie ihren Dogmatismus bis dahin nicht abgelegt haben, könnten Sie noch oft Bundesrätin gewesen sein müssen, bis Sie die Erleuchtung erlangt haben werden.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Nach dem grossen Kater

Umbau und Neustart des Wellness-Hotels «Hof Weissbad» im schönen Appenzellerland. Von Hildegard Schwaninger

Das Wellness-Hotel «Hof Weissbad» wurde am 2. Januar geschlossen und wird – nach einem Umbau in einer Rekordzeit von sieben Wochen – am 25. Februar wiedereröffnet. Der Umbau, geleitet vom Architekturbüro Miller & Maranta aus Basel, kostet 16 Millionen Franken. Alle achtzig Zimmer werden völlig erneuert, die Hotelhalle auch. Dafür engagiert wurde die Zürcher Star-Innenarchitektin **Jasmin Grego**, die sich mit dem Umbau des Hotels «Greulich» in Zürich, des «Nomad» in Basel und des «Guarda Val» in Lenzerheide (unter anderen) einen Namen machte. Das «Hof Weissbad» ist eine Mischung aus Kurhotel und Wandereroase (im Sommer gehen die Gäste auf den Säntis oder den Alpstein, im Winter kommen die Schneeschuhwanderer und Skitourengeher zum Zug), es ist im Besitz von 3500 Aktionären, fast alles Einheimische und Stammgäste. Hoteldirektor ist seit der Eröffnung vor 23 Jahren **Christian Lienhard**, er war vorher im «Giardino» in Ascona (das er 1986 mit **Hans C. Leu** eröffnete); er stammt aus Davos, ist in Baselland aufgewachsen, seine Frau **Damaris** ist eine Appenzeller Ureinwohnerin.

Auf Lienhard kommen im neuen Jahr grosse Aufgaben zu. Nach der Eröffnung des komplett renovierten «Hof Weissbad» im Februar geht im Juli die neue *Dépendance* mit 25 Zimmern auf; dann startet die Planung für zwei neue Seminarpavillons und einen komplett neuen Wellnessbereich.

Das «Hof Weissbad» ist die Appenzeller Antwort auf das grossartige, unvergleichliche «Waldhaus» in Sils Maria. Eine Oase der Ruhe, ein Ort, wo man leicht zu sich selbst findet und zum stillen Glück. Eine Bibliothek in der Halle lädt zum Lesen ein. Hier findet man Bücher für alle Vorlieben: die Gedichte von Heinrich Heine, die Romane von Jeremias Gotthelf sowie praktisch alle Bücher aus dem Diogenes-Verlag. Mit dem Diogenes-Verlag ist man sehr verbunden, **Philipp Keel** veranstaltet im «Hof Weissbad» im März ein Verlagstreffen mit seinen Mitarbeitern. Diogenes-Autor **Lukas Hartmann** (Ehemann der Bundesrätin **Simonetta Sommaruga**) hat hier kürzlich gelesen, und der Basler Star-Autor **Alain Claude Sulzer** begeisterte erst neulich die Gäste, als er – vor vollbesetztem Auditorium – aus seinem neuen Buch «Die Jugend ist ein fremdes Land» las.

Ins Appenzell gehen ja viele der Gesundheit wegen, und der Kurfaktor spielt auch hier eine wichtige Rolle. Das «Hof Weissbad» ist das einzige Hotel in der Schweiz, das die Heilkur F. X. Mayr anbietet, das sogenannte Heilfasten, bei dem man nur trockene Semmeln isst.

Star des Wellnessangebots ist **Harald Kitz**, der Erfinder der Haki-Physiotherapie, die unter dem Slogan «Klarer Kopf – klarer Weg» kopflastigen Menschen Erleichterung und Entspannung verspricht. Harald Kitz ist bei unserem Besuch im «Hof Weissbad» persönlich anwesend. Ein kerngesunder österreichischer Kraftprotz mit stahlblauen Augen und festem



Fast verliebt

Stecker ziehen

Von Claudia Schumacher

Im Oktober letzten Jahres verschwand **I**meine Freundin. Mareike, 29, fotografiert ihr Essen, ist anstrengend, aber liebenswert. Gross, rotbraune Haare: Wer hat sie gesehen?

Mareike hat kein gutes Jahr hinter sich. Ihr Freund verliess sie. Sie war zu viel durch die Welt gereist, nicht offen für das Konzept Zukunft. Die Zeit, die er übers Jahr hinweg mit ihr verbringen konnte, passte auf einen Teelöffel. Trennung aus Liebesdurst: Vermutlich sitzt er jetzt noch in seiner ganzen auf Mareike getrimmten Verfassung, mit dem langen Bart, der ihm nicht steht und den er für sie hat wachsen lassen, neben dem Smartphone und wartet. Dass es vibriert. Was es nicht tut. Zumindest nicht durch eine Nachricht von ihr. Und dann heult er wie Chewbacca.

Mir ging es ähnlich. Sagt Ihnen der Begriff «Ghosting» etwas? Eine Form des Schlussmachens ohne Schlussmachen, ermöglicht durch die Globalisierung und unsere Kommunikationstechnologie. Während der Barträger und ich in Zürich leben, ist Mareike an einer Uni in Paris. Alles, was sie tun musste, um uns vollends loszu-



Aufgaben: Christian und Damaris Lienhard.



Völlige Erneuerung: Jasmin Grego.



Hausverstand: Harald Kitz.

Händedruck. Den Charme hat er gepachtet, und aussehen tut er gut. Harald Kitz ist auf einem Bergbauernhof in Kärnten aufgewachsen; man war ein gastfreundliches Haus, wenn Leute kamen, standen immer Brot, Butter und ein Schnaps auf dem Tisch. Man hat geredet, gelacht, sich gegenseitig berührt und miteinander gesungen. In diesem Ambiente, wo er mit den Eltern und zwei Brüdern Kindheit und Jugend verlebte, hat er gelernt, wie wichtig menschliche Kontakte und Berührungen sind. Er wollte Musiker werden, doch als er merkte, dass es für die Weltkarriere nicht reicht, wandte er sich der Gesundheit zu. Sein Lieblingswort ist «Hausverstand», den hat er mit der Muttermilch aufgesogen, und er meint, dass die Methode, die er entwickelt hat, vor allem auf «Hausverstand» beruht – zu wissen, was wichtig ist und was der Mensch braucht. Hoteldirektor Lienhard attestiert Kitz, dass er «bei den Gästen sehr gut ankommt».

Die Haki-Methode hat schon Preise gewonnen in der ganzen Welt – von Kuala Lumpur bis Tirol. Etwa zweihundert Therapeuten sind – meist in besseren Hotels – im Einsatz, Harald Kitz hat sie alle selber ausgebildet. Er selber tingelt von Hotel zu Hotel, zwecks Qualitätsprüfung vor Ort. Wenn man ihn googelt, kommt als Erstes «Stanglwirt», das weithin bekannte Hotel am Fusse des Wilden Kaisers, berühmt durch die legendäre «Weisswurst-party», die jeweils rund um das Hahnenkammrennen stattfindet, wo sich Mega-Promis wie Arnold Schwarzenegger, Niki Lauda und Andreas Gabalier in die Krachledernen stürzen und Bier trinken. Harald Kitz wird am 19. Januar auch da sein – und macht ihnen den Kopf frei nach dem grossen Kater.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

werden: ausloggen, Stecker ziehen. Wussten Sie, dass sich die Kündigung einer Freundschaft ein wenig anfühlt wie das Ende einer Liebe?

Meine Mareike und ich, wir pflückten Blumen an der Limmat. Stritten um drei Uhr nachts – bekloppte Stirnlampen am Kopf – mit Appenzeller Bauern. Hielten uns beim Asien-trip in den Armen, als zuerst sie, dann ich krank war. Wir standen nie auf dieselben Männer. Freundschaft fürs Leben, dachte ich.

Nun das wortlose Ende? Wir hatten – darüber habe ich viel nachgedacht – zuletzt einen WhatsApp-Zank. Eine spitze Bemerkung, eine genervte Reaktion, nichts weiter. Plötzlich war sie weg. Whatsapp zeigte an, dass sie meine letzte Nachricht erhalten, aber nicht gelesen hatte.

Ich rief an. Totes Handy. Schrieb ihr auf Facebook und auf Instagram. Keine Reaktion. Wochen verstrichen. Dann kam die Zeit zwischen den Jahren. Ich schrieb Mareikes Mutter – das

tun nur die Liebestollen. Aber ich wusste nicht einmal, wohin sie abgekommen war, hatte kein Grab für meine jäh verstorbene Freundschaft. Der Ort zum Trauern fehlte.

Dann schrieb Mareike, endlich: «Natürlich sind wir noch Freundinnen, o mein Gott, nein, aaah – das wär doch kein Grund für mich! Tut mir auch unendlich leid, wenn es so rüberkam. Hab dich doch lieb!» Es sei ihr nicht gutgegangen. Sie habe sich ein paar Tage bewusst ausklinken wollen, da sie «keinen Nerv mehr für das Social-Media-Zeug» gehabt habe. Aus Tagen wurden Wochen. Aber jetzt ist sie wieder da, tata!

Nur weiss ich nicht, ob man Geist werden und dann problemlos zurück in den alten Körper schlüpfen kann. Bevor Mareike verschwand, hatten wir täglich Kontakt, über Jahre. Jetzt, wo sie zurück ist, melde ich mich kaum mehr.



Unten durch Tango

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, du gehst mit deiner Freundin in einen Tangokurs. Du hast dir Schaumstoffstöpsel in die Ohren gestopft, denn du bist allergisch gegen Akkordeonmusik. Wenn du könntest, würdest du dir auch noch eine Schlafmaske aufsetzen, um die Brusthaare des Tanzlehrers nicht sehen zu müssen. Er sagt, er heisse Osvaldo: Darüber kannst du nur lachen! Wenn Männer sich ein «o» hinten an den Namen hängen, hängt bei ihnen vorne meistens nicht sehr viel mehr als ein i-Pünktchen. Die Namensverlängerung ist die Penisverlängerung des armen Mannes. Ausser deiner Freundin und dir nehmen an dem Kurs noch vier Paare teil, die so aussehen, als hätten sie sich hoffnungslos auseinandergelebt. Und dann sind da noch zwei Männer ohne Begleitung: Denen gibst du durch düstere Blicke zu verstehen, dass du nicht vorhast, deine Freundin mit ihnen tanzen zu lassen, nur weil sie keine Frau finden. Du bist nicht verantwortlich für ihre Bindungsunfähigkeit, ihre Halbglatzen und schiefen Nasen. Wenn sie tanzen wollen, sollen sie's mit dem Wischmopp tun, der in einer Ecke des Kursraums steht.

Warum steht da eigentlich ein Wischmopp, was muss hier am Ende des Kurses feucht aufgewischt werden? Das ist ja widerlich! Aber so ist Tango: «Ein erotisches Flirren», hast du im Internet gelesen, «bei dem am Ende beide, Mann und Frau, die Gewinner sind.» Ja, und die Eisbären sind wieder mal die grossen Verlierer! Als Osvaldo natürlich ausgerechnet deine Freundin bittet, ihm bei der Demonstration des ersten Basisgrundschritts zu assistieren, stellst du dir vor, wie ein 400 Kilo schwerer Eisbär durchs Fenster reinklettert und sich an Osvaldo für die Klimaerwärmung rächt. Osvaldo steht mit deiner entzückten Freundin in der Mitte der Tanzfläche, schaut ihr tief in die Augen und sagt: «Wir beginnen mit einem leichten Einknicken der Knie.» Die Knie deiner Freundin knicken sofort sehr stark ein. «Rol masculino», sagt Osvaldo und schiebt deine Freundin, wohin es ihm beliebt. Einst hat sie eine Petition zur Entlassung der Frauenband Pussy Riot aus einem russischen Gefängnis unterschrieben, aber jetzt ist sie nur noch eine erhitzte Manövriermasse in

>>> Fortsetzung auf Seite 64

den Armen eines argentinischen Gesässkünstlers. Er hat einen knackigen Hintern, das musst du zugeben, aber wer weiss, ob er sich nicht einfach einen Boxhandschuh hinten reingestopft hat. «Algo importante el equilibrio!», sagt Osvaldo, und aus den Lautsprechern quäken die Akkordeons diese schwülstigen Tangomelodien, die in dir Bilder von Männern wachrufen, die sich mit der Zunge zwischen den Lippen vor dem Spiegel einen Brillantinescheitel ziehen. Wenn sie damit fertig sind, spannen sie das Gesicht an und drücken einen Furz heraus. Zum Schluss sprühen sie sich Eau de Cologne hinten in die Hose, und danach gehen sie Tango tanzen. Osvaldo gibt dir deine Freundin zurück, aber du bist nicht sicher, ob du sie überhaupt noch willst. Osvaldo möchte, dass ihr die ersten fünf Basisschritte tanzt, «aber por favor ohne taponos para los oídos ... wie sagt man auf Deutsch?» «Ohrstöpsel!», rufst du, und in einem missglückten ersten Basisschritt trittst du deiner Freundin auf den Fuss, so dass sich ihr Schuhriemchen löst.

«Lo mismo que el café, que el amor!», singt ein Sänger aus dem Lautsprecher, und dank fünf Jahren Spanisch als Drittsprache verstehst du, dass er Kaffee mit Liebe gleichsetzt. Genau das stört dich am Tango am meisten: Bei diesem Tanz wird alles mit Liebe gleichgesetzt. Es ist, als würde man in den Zoo gehen, und in jedem Gehege sind nur Flamingos. Flamingos im Affenhaus, Flamingos im Tigerkäfig, *mismo que el Flamingo, que el amor!* Das geht dir so auf den Wecker, dass du deine Freundin um die Hüfte packst und mit ihr die fünf Basisschritte zehnmal hintereinander so emotional tanzt, dass ihr der Schuh vom Fuss fliegt. «Vaya! Fantástico!», ruft Osvaldo begeistert.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Joint Venture

Von Peter Rüedi

An Michel Rolland scheiden sich die Geister. Unter den vielen weltweit tätigen *flying winemakers* ist er der berühmteste oder berüchtigtste – je nach Blickwinkel. Wie sein Freund Robert Parker, nein: wie jeder, der Einfluss und Macht ausübt, hat er viele Skeptiker und Feinde. Im inzwischen legendären Film «Mondovino» des Amerikaners Jonathan Nossiter und im danach geschriebenen Buch mit dem sprechenden Titel «Taste and Power. The Wine World Wars» werden beide, Rolland und Parker, als Protagonisten einer globalen Wein-Uniformierung vorgeführt, als Vertreter eines spezifischen Geschmacks, der Weine mit tiefer Farbe, reifer Frucht, starker Extraktion, deutlichem Holzton und eher niedriger Säure bevorzugt, also runde und zugängliche Weine, die auf den Gusto der Massen zielen, aber in den exklusiveren Preiskategorien.

Das wäre, wenn dem denn tatsächlich durchgehend so wäre, ein ziemlich paradoxer Sachverhalt. Sicher ist, dass das Paar Rolland-Parker, der Macher und sein Propagandist, über Jahrzehnte einen enormen Einfluss auf die

Entwicklung des weltweiten Geschmacks ausübte, weit über die Weine hinaus, die direkt zu Rollands prall gefülltem Portefeuille gehörten. Unzweifelhaft machen es sich beider Kritiker zu einfach, wenn sie sie ausschliesslich und undifferenziert als Apologeten von dicken, süssen, hochalkoholischen Ranschmeisern attackieren. Parker lobt inzwischen längst auch anderes als typische Parker-Weine, und Consultant Rolland weiss als ehemaliger Schüler des mythischen Bordeaux-Önologen Emile Peynaud zu viel über den Einfluss des Terroirs auf die einzelnen Weine, als dass er die verschiedensten Provenienzen seiner Auftraggeber alle über einen Leisten schlagen würde.

Was etwa die Weine belegen, die aus einem Joint Venture von Rolland mit dem spanischen Unternehmer Javier Galarreta stammen, zum Beispiel der Rolland & Galarreta Ribera aus den Bodegas Valtravieso, einem Betrieb von 73 Hektaren auf rund 915 Metern Höhe. Die Cuvée aus 85 Prozent Tempranillo und nur 15 Prozent Merlot (Rolland ist ansonsten ein ausgesprochener Merlot-Spezialist) ist mit ihren vielschichtigen Aromen (Waldbeeren, Dörrfrüchte, Pflaumen, Kirschen), süssen Noten (Lebkuchen, Korinthen), aber durchaus auch einer gesunden Säure ein voller, warmer, aber auch frischer, nie pampiger Wein mit gutintegriertem Holz (zwölf Monate Barrique) und weichen Tanninen. Ganz gut geeignet zur Korrektur einiger zu simpler Vorurteile über den global omnipräsenten Öno-Zampano Rolland.

Rolland & Galarreta. Ribera del Duero DO 2012.
14%. Mövenpick. Fr. 23.80
www.moevenpick-wein.com



Genuss

Verliebt bei Tim Raue

Von David Schnapp

Im Engadiner Luxusbergdorf St. Moritz hat gutes Essen in den letzten Jahren erfreulicherweise an Bedeutung gewonnen. Ein gegenwärtiger Beleg dafür ist die

Ankunft des deutschen Küchen-Popstars Tim Raue im «Kulm Hotel St. Moritz». Für die Wintersaison serviert Raue im «The K» seine geschmacksintensive euro-asiatische Powerküche und ergänzt damit das Angebot im «Hotel des Jahres» um eine feine Nuance.

Beim Besuch gleich zu Saisonbeginn Mitte Dezember zeigte Raue schon eindrücklich, was er kann. Das Vier-Gang-Menü (Fr. 155.-) beginnt mit kleinen Häppchen wie Thai-Curry-Cashewnüssen und süss-sauer-scharfem Gemüse (Gurken, Rettich, Kürbis). Es ist gewissermassen das Motto des Abends und der Leitfaden dieser Küche: Süsse, Säure, Schärfe harmonisiert der Berliner mit traumwandlerischer Sicherheit.

Einen Wolfsbarsch veredelt Raue mit schwarzem Trüffel und einem Nussbutter Schaum und schlägt dann mühelos die Brücke zwischen Europa und Asien mit thailändischem Wasserspinat und einer Reisweinsauce, die durch ihre Fer-

mentationsaromen eine geheimnisvolle, exotische Komplexität erzeugt. Die Rinderbacke im Hauptgang ist zart geschmort, wird von einem würzig-süssen Lauch-Zwiebel-Schnittlauch-Ensemble begleitet und mit einem Pfefferjus glasiert. Dieser ist etwas stark gebunden, aber eine geschmackliche Wucht. Gute Küche ist immer Abbild der Persönlichkeit des Kochs: Tim Raue ist ein komplexer Mensch mit einer wechselvollen Lebensgeschichte. Vergleichbar kontrastreich sind auch seine Gerichte. Sie haben Kraft, aber gleichzeitig auch immer eine feminine Seite, sie sind filigran und perfekt ausbalanciert. Manche gehen einem sogar kaum mehr aus dem Kopf, man verliebt sich sofort: Mir geschah es bei Jakobsmuscheln, grünem Thai-Pfeffer und Holunderblüte.

Kulm Hotel St. Moritz, Via Veglia 18, 7500 St. Moritz;
Tel. 081 836 80 00. Sonntags und montags geschlossen, geöffnet abends bis 1. April 2018.



Auto

Spanien, hochsolid

Der Seat Leon Cupra als kompakter Kombi ist ein Wolf im Schafspelz. Und eine schwere Prüfung für die Selbstdisziplin. *Von David Schnapp*

Man lässt sich gerne überraschen als Autotester – vor allem natürlich positiv. Eine durchwegs erfreuliche Sache war vor einigen Wochen die Fahrt mit dem Seat Leon ST Cupra. Das Auto der spanischen Marke aus dem VW-Konzern wirkt schon auf den ersten Blick hochsolid. Während ich mich im Testwagen einrichte, ziehe, drücke und rüttle ich da und dort am Interieur, um mich von dessen Standfestigkeit zu überzeugen. Tasten, Schalter, die

gesamte Verarbeitung sprechen für eine hochsolide Machart. Nicht, dass ich mich auf eine mediterrane Lotterkiste eingestellt hätte, auch frühere Seat-Erfahrungen verliefen erfreulich. Aber es scheint, als wäre beim neuen Leon einiges noch etwas besser gemacht worden als bisher. Auto-Interessierte wissen, der Leon ist eine Art VW Golf auf Spanisch, in der Cupra-Version mit immerhin 300 PS ist er vergleichbar mit dem Golf R Variant. Den Golf gibt es ab 54 800 Franken, der Seat kostet mit viel Ausstattung 45 500 Franken, je nach Stand der gerade durchgeführten Rabattaktionen auch weniger. Inbegriffen ist dabei ein hervorragendes Allradsystem, das vor allem in dynamischen Ausnahmesituationen überzeugt, wenn das Tempo hoch und die Kurve eng ist.

Der schnelle, familientaugliche Kompaktwagen gehört in die Kategorie «Wolf im Schafspelz» er kann sich als harmloses Alltagsauto mit Allradantrieb ebenso überzeugend darstellen wie als kurvenhungriger Dynamiker. Dafür muss man nur das Fahrprogramm «Cupra» an-

tippen, und sofort wirken Fahrwerk und Lenkung dynamischer, der Motor wird lauter und hängt sehr direkt am Gas. Der hochaufgeladene Vierzylinder-Benziner ist agil, aber die Leistung hat ihren Preis. Um es mit einem in Ökonomenkreisen beliebten Sprichwort auszudrücken: «There ain't no such thing as a free lunch» (auf Deutsch: Es gibt im Leben nichts geschenkt). Für meine Fahrten mit dem Seat Leon bedeutet das, dass sich der Verbrauch in Kombination mit dem Sechsgang-Doppelkupplungsgetriebe bei 9 bis 9,5 Litern einpendelt, was für einen Zweilitermotor eher sportlich erscheint. Allerdings entspricht es den Erfahrungen mit kleinen Turboaggregaten, dass ihr Durst deutlich wächst, sobald man ihnen Leistung abverlangt.

Viel zu lustig

Die Erfahrung zeigt allerdings auch, dass Durchschnittsverbrauchsangaben nicht viel wert sind. Das hat weniger mit den Herstellern zu tun als mit der Realität, die sich nicht so gerne an Normvorgaben hält: Es kommt sehr darauf an, wer ein Auto wie und wo fährt. Den Seat Cupra etwa könnte man mit Einbussen beim Spassfaktor auch sehr viel sparsamer bewegen, allein: Mir fehlte dazu die Selbstdisziplin und viel mehr noch der Wille. Dafür kann es viel zu lustig sein, mit dem Cupra eine kurvenreiche Strasse hinaufzuziehen.

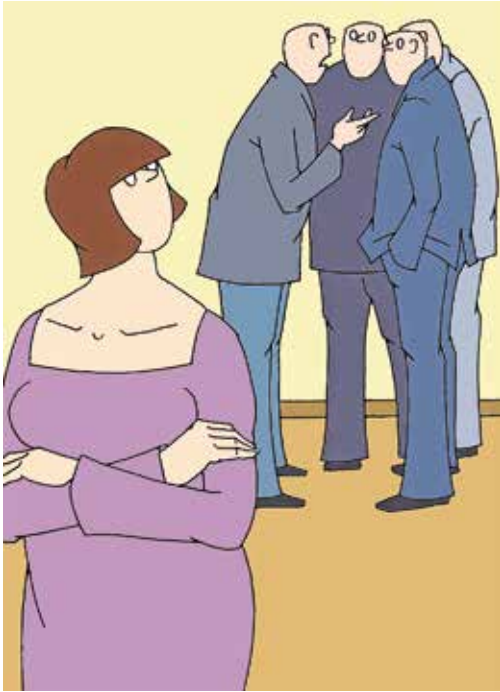
Seat Leon ST Cupra 4Drive

Leistung: 300 PS / 221 kW
Hubraum: 2000 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h
Preis: Fr. 45 550.–



Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man seiner rothaarigen Bürokollegin sagen, dass man ihr penetrantes Patschuli-Parfüm als Belästigung bzw. olfaktorischen Übergriff empfindet?

Kevin Leutenegger, Wettingen

Vermutlich sprayt sie morgens zu verschwenderisch oder legt tagsüber häufig nach. Leider nimmt das Gehirn das eigene Parfüm nur für kurze Zeit wahr. Danach riecht man es selber nicht mehr, während zu viel davon der Umwelt in die Nase sticht. Wenn Sie das Ihrer Kollegin mit Charme erzählen, wird sie ihr Parfüm sparsamer benutzen. Behalten Sie hingegen für sich, dass Sie Patschuli nicht leiden können. Das ist Ihre Meinung, kein Kriterium. Haben Sie eine Ahnung, wie vielen Frauen die männliche Vorliebe für Moschus in Aftershaves ein Gräuel ist? Aber dazu sagt man erst etwas, wenn man ausdrücklich darum gebeten wird. Denn was sich jemand ausgesucht hat, um besser zu duften, als die Natur vorsah, ist eine ähnlich intime Angelegenheit wie ein Tattoo. *Beatrice Schlag*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Ein solches Benehmen ist nicht das, was man von emanzipierten Frauen erwartet.» *Fränzi Weiersmüller*

Falsche Kelle

Nr. 50 – «Affentheater»; Editorial von Roger Köppel zum Thema Sexismus

Was in Sachen Sexismus im Bundeshaus abgeht, ist an Lächerlichkeit kaum zu überbieten. Diese Frauen wollen toughe Politikerinnen sein und können sich nicht einmal der unstatthaftern Avancen eines Mannes erwehren. Ein solches Benehmen ist nicht das, was man von emanzipierten Frauen erwartet. Wie Hühner, unter die der Fuchs gefahren ist.

Fränzi Weiersmüller, Uetikon

Man müsste abklären, ob die Gesten von EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker nicht schon unter sexuelle Belästigung fallen. Die Bundesrätinnen Simonetta Sommaruga und Doris Leuthard sollten eine #MeToo-Kampagne in Erwägung ziehen.

Max Schneider, Schönenberg

Feinsinniger Polterer

Nr. 50 – «Das Glück – geschenkt oder errungen?»; Essay von Christoph Blocher

Weiss Gott, ich habe das Heu nicht auf der gleichen Bühne wie Christoph Blocher. Was und wie er über das Glück und über seine Kindheit erzählt, ist jedoch sehr berührend und lässt hinter dem holzschnittartigen Polterer einen feinsinnigen, differenzierten und wertschätzenden Menschen sichtbar werden. Ich würde sehr gerne mehr von ihm hören und lesen.

Paul Mathys, Familientherapeut, Burgdorf

Switzerland last

Nr. 51/52 – «Frische Brise»; Urs Gehriger zur Erfolgsbilanz von Donald Trump

«America first», hat Trump versprochen. Und machte auch. Unsere Landesregierung handelt nach der gegenteiligen Maxime, «Switzerland last». Und sie tut es perfekt.

Rolf Baumann, Caslano

Antworten auf die Sinnfrage

Nr. 51/52 – «Warum es uns gibt»; Interview mit Astrophysiker Ben Moore von Rico Bandle

Die Frage, warum es uns gibt, kann die Wissenschaft nicht beantworten. Sie kann sagen, aus welchen Stoffen wir bestehen, und Zusammenhänge in der Entwicklung aufzeigen. Am ehesten könnten die Philosophie, die Theologie oder die Metaphysik Antwort auf die Warum-Frage geben. Aber auch sie können nur Überlegungen, Vermutungen und Spekulationen formulieren. Somit bleibt uns nur noch eine

Möglichkeit, eine Antwort zu erhalten: durch Offenbarung. Gott offenbart sich selbst und seine Absichten mit uns Menschen in seinem Sohn Jesus Christus. Durch ihn habe ich einige Antworten auf die Sinnfrage erhalten. Zwar nicht alle, aber genug, um ihm vertrauen zu können. Bemühen wir also nicht länger die Wissenschaft, um Antworten auf Fragen zu erhalten, die sie nicht beantworten kann. Sie soll uns noch viel Interessantes von ihren Forschungen berichten. Aber die Frage nach dem Warum müssen wir dort stellen, wo sie auch beantwortet werden kann. *Ernst Hunziker, Frauenfeld*

Obschon sich Professor Moore zu den erfolgreichsten Astrophysikern zählen darf, steht es ihm schlecht an, so respektlos von Gott zu reden, dessen Existenz er nicht ganz ausschliesst. Verglichen mit den Zeiten im Universum, ist unsre Lebensdauer enorm kurz. Im Jenseits muss er zu spät erkennen, was Gott zusteht: «Geheiligt werde dein Name.» Moores Äusserung «Sollte tatsächlich Gott dahinterstehen, so hat er einen schlechten Job gemacht» ist für alle, die Gott ehren, eine Beleidigung.

Walter Neukom, Spreitenbach

Nun, es gibt noch die religiöse Philosophie! Es scheint, dass das Leben nicht eine Quantität des materiellen Universums ist, sondern eine Qualität, die materiell nicht fassbar ist! Eine Qualität, die fähig ist, Energie zu erzeugen, in Raum und Zeit zu platzieren und damit auf Materie einzuwirken. Damit könnten die Lebewesen in unserem Universum erschaffen worden sein. Wie man nun diese Qualität nennt, ist unbedeutend. Übrigens, auch in der Bibel wird dieser Vorgang beschrieben, und zwar wie folgt: «Gott sprach: «Es werde Licht», und es ward Licht.» *Max Bürkli, Emmen*

Glücksfall

Weltwoche allgemein

Es braucht Intelligenz und Mut, um sich der politischen Korrektheit und dem verirrtten ahistorischen Zeitgeist entgegenzustemmen. Und dies tut die Redaktion der *Weltwoche* konsequent, indem sie die Dinge beim Namen nennt und Verschleierungen aufdeckt. Die *Weltwoche* ist fürwahr ein Glücksfall für die Schweiz, insbesondere in diesen gefährlichen Zeiten. *Pedro Bilar, Zug*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

	1	2	3	4		5		6		7	8	9	10	11
12						13	14		15		16			
17						18				19				
		20			21								22	
23	24					25							26	
				27		28			29					
30		31	32					33						
	34					35	36				37		38	
39					40					41				
42							43			44				
		45								46				
47							48					49		

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Amtliche Registrierungen

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Sie deutet Trennung oder Entzweiung an. 7 Jordaniens Stadt am Golf mit gleichem Namen. 12 Jener Peter, in den 60er Jahren Deutschlands grosser Schmusesänger. 13 Genau, Gilgamesch ist eines der ältesten. 16 Ort für Backwaren, typisch amerikanisch. 17 Diese Rote Rübe kommt bestimmt aus der Schweiz. 18 Der Priester ist zum Beispiel einer. 20 Zu seinen Charakteristika gehören die schwarzen Flecken. 22 Georgien, per Post dann so erreichbar. 23 Ihr ist eine gewiefte Wesensart eigen. 25 Es wird beim Giessvorgang zu Fertigprodukten verarbeitet. 27 Den Anfang ans Ende, und schon hören es auch Briten. 29 Sie bringen Kirchen eindrücklich zum Klingen. 30 Geburtsort Kuno Laueners. 33 Graubünden: Es ist mit Brigels zusammen eine Gemeinde. 34 Womit den Orten Liebhaber sicher sind. 35 Kubus aus altrömischer Zeit. 37 Welch ein Elch, sinniert der Dichter. 39 Machen Leute wie Trudi Gerster sehr gerne. 41 Ein Areal umfasst meistens mehrere. 42 Gewissermassen die Mädchen für alles. 43 Die Gewinnerin steht ihr in nichts nach. 45 Bei ihnen stehen bestimmt Absichten dahinter. 46 Ein typisches Mantelgestein. 47 Diesen Einsatz müssen Pokerspieler zuerst mal bringen. 48 Stern mit einem explosiven Helligkeitsausbruch. 49 Zeigt hier nur verkürzt, was im Kopf so passiert.

Senkrecht — 1 Wie es gefällt: Papagei oder Sternbild. 2 Solche wie die Beatles, Metallica, Die Toten Hosen usw. 3 Malaysia, Bundesstaat Sabah, da dann Stadt und Bezirk mit gleichem Namen. 4 An der Rede erkennt man die Toren und ihn an den Ohren. 5 Nur er stand vor dem Schah von Persien. 6 Der Mensch ist der einzige Wirt dieses Virus. 8 Was Lehrer noch und noch machen (müssen). 9 Jene Gardner, jene legendäre US-Schauspielerin. 10 Niedlicher Junge oder junger Flegel? 11 Sie haben eine spezielle Ausstrahlung. 12 TV aus der Türkei. 14 Sie entstand namentlich aus einem griechischen Stein. 15 Nossa ist für Brasilianer damit dann die Mutter Gottes. 19 Nennen wir sie einfach: kleine, süsse Frucht. 21 Es übersteigt die vorhandene Menge. 24 Arme Marita, verwirrt wie sie ist. 26 Tolle Knolle mit würzigem Aroma. 27 Auch Wau heisst sie, heilen soll sie. 28 Umgekehrt ist es die Art des Liegens. 31 Es hilft dem (Hobby-)Koch. 32 Bereits Heinrich VIII. kam auf den Hund - diesen. 33 Teils so genannter TV-„Schnurepfluderer“. 36 Im Kopf auf Reisen gehen. 38 Sie bringt keinen Gewinn, umgekrepelt schon gar nicht. 39 Sie, die im Auftrag des EDI prüft. 40 Einesehr grosse Anzahl, gerade auch militärisch. 41 Wie Señorita ihr Wasser mag. 44 Sammelbegriff: in Kürze gesagt typisch für das Elektronikzeitalter.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 548

	P	E	S	O		S	C	A	L	A		E		M	
	A	V	E	R	S		E		E	B	E	N	S	O	
S	T	E	I	N		T	R	O	T	Z	I	G		H	
P	E	N	T	A		G	O	N		T	U	N	I	K	A
I	N	T	E	R		B		S	I	G	I				I
N			N	I	K	O	T	I	N		G	E	G	R	
D			T		S	O	L	A	R		K	E	I	N	
E	C	R	U		E		G	R	A	Y		S	A	C	
I	O	E	S	E	N		E	I	L	B	O	T	E		
	A	N	T	R	I	E	B		B	E	L	E	G	T	
F	S	S	E	N	Z		A		A	I	L	E	I	K	
	T	E	R	A		G	U	I	N	E	A				T

Waagrecht — 1 PESO 5 SCALA 11 AVERS (höchste politische Gemeinde d. Schweiz, Kt. GR) 12 EBENSO 14 STEIN 15 TROTZIG 16 PENTAGON 17 TUNIKA 18 INTER (Mailand: Fussballclub) 19 SIGI (Kurzform f. genannte Namen) 20 NIKOTIN 23 GEGR 27 SOLAR 28 KEIN (Nike) 29 ECRU (dt. auch ekrü) 32 GRAY 34 SAC (franz. f. Sack) 35 LOESEN 37 EILBOTE 39 ANTRIEB 40 BELEGT 42 ESSENZ 43 ALLEIN 44 TERA 45 GUINEA

Senkrecht — 1 PATEN (auf engl.: godfather) 2 EVENT 3 SEITEN 4 ORNARIS 6 CERN 7 LETTIN (Bewohnerin Lettlands) 8 ABZUG 9 ENGI 10 MOHAIR 13 EINIGE 14 SPINDEL 15 TOBOL 19 SIRRI 21 KOENIZ 22 TAGEBAU 24 EISTEE 25 GNAEGI 26 TRENSE 28 KYBELE 30 COAST (engl. f. Küste) 31 USTER 33 ALBAN 36 ERNA (Klein-Erna-Witze) 38 OLLA (span. Kochtopf, antikes Gefäss) 41 TNT

Lösungswort — **STREITIGKEIT**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



Ich bin Migros- Besitzer.

Michel M.

Über 2 Millionen Genossenschafter sind Besitzer der Migros. Und weil die Migros den Leuten gehört, tut sie mehr fürs Gemeinwohl und mehr für die Kunden. Auch für solche, die nicht Besitzer sind. [migros.ch/besitzer](https://www.migros.ch/besitzer)

MIGROS